

List

CAMILLA
LÄCKBERG
Schneesturm
und Mandelduft

Kriminalroman

Das Buch

Weihnachten in Fjällbacka: Kommissar Martin Molin begleitet seine neue Freundin zu einem Familienfest. Der betagte Patriarch Ruben hat alle Liljecronas auf der kleinen Insel Valö zusammengerufen, er möchte sein Erbe regeln. Als ein Schneesturm aufkommt, wird die Insel vom Festland abgeschnitten. Während des Weihnachtssessens bricht Ruben plötzlich zusammen, und Martin ist als Polizist gefragt. Schon bald steht fest, dass Ruben ermordet wurde – und somit eines der Familienmitglieder der Mörder sein muss. Doch wer hat ein Motiv? Und wer wäre so kaltblütig?

Die Autorin

Camilla Läckberg, Jahrgang 1974, ist verheiratet und hat drei Kinder. Sie stammt aus Fjällbacka – der kleine Ort und seine Umgebung sind Schauplatz ihrer Kriminalromane. Weltweit hat Läckberg inzwischen über zehn Millionen Bücher verkauft, in Schweden und vielen anderen Ländern (den Niederlanden, Frankreich, Spanien, Italien etc.) ist sie regelmäßig auf der Bestsellerliste zu finden. Heute lebt Camilla Läckberg in Stockholm.

Weitere Informationen finden Sie unter:

www.camillalackberg.com

Von Camilla Läckberg sind in unserem Hause bereits erschienen:

Die Totgesagten

Engel aus Eis

Meerjungfrau

Camilla Läckberg

SCHNEESTURM
UND
MANDELDUFT

Kriminalroman

Aus dem Schwedischen
von Max Stadler

List Taschenbuch

Besuchen Sie uns im Internet:
www.list-taschenbuch.de

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung,
Verbreitung, Speicherung oder Übertragung
können zivil- oder strafrechtlich
verfolgt werden.

Deutsche Erstausgabe im List Taschenbuch
List ist ein Verlag der
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.

1. Auflage November 2012

© für die deutsche Ausgabe

Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2012

© 2007 by Camilla Läckberg

Titel der schwedischen Originalausgabe:

Snöstorm och mandeldoft

(Forum, Stockholm 2007)

Umschlaggestaltung:

bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: Elliot Elliot / Getty Images

(Holzscheite und Hausfassade)/

bürosüd° GmbH, München (Vogel)

Satz und eBook: LVD GmbH, Berlin

ISBN 978-3-8437-0533-2

Es roch wieder nach Schnee. Es war sechs Tage vor Weihnachten, und der Dezember hatte bereits kalte Temperaturen und Unmengen an Schnee mit sich gebracht. Eine dicke Eisschicht bedeckte seit Wochen das Meer, aber durch das Tauwetter der vergangenen Tage war sie brüchig und unberechenbar geworden.

Martin Molin stand am Bug des Bootes, das in der Rinne im Eis vorwärtspflügte, die das Seenot-Rettungsschiff bis Valö aufgebrochen hatte. Er fragte sich, was er hier eigentlich tat und ob er wirklich die richtige Entscheidung getroffen hatte. Aber Lisette hatte ihn so eindringlich gebeten zu kommen. Sie hatte ihn richtig angefleht, wenn er ganz ehrlich sein sollte. Familientreffen seien nicht ihre Stärke, hatte sie gesagt, und es wäre viel leichter auszuhalten, wenn er mitkäme. Das Problem war nur, dass ein Treffen mit der Verwandtschaft ihrem Verhältnis eine seriöse Note verlieh, und die war zumindest für ihn ziemlich schief.

Aber versprochen war versprochen. Jetzt stand er hier, unterwegs zu der ehemaligen Ferienkolonie auf Valö, wo er zwei Tage in Gesellschaft ihrer Familie verbringen würde.

Er drehte sich um. Fjällbacka war zweifellos umwerfend schön, nicht zuletzt um diese Jahreszeit, in der die kleinen roten Holzhäuser in sanftes Weiß gebettet dalagen. Und der graue Berg rund um die Gemeinde verlieh dem Panorama eine einzigartige, ästhetisch ansprechende Dramatik. Vielleicht sollte ich Tanum verlassen und hierherziehen, dachte er kurz, doch dann musste er über diese verrückte Idee lachen. Vorher müsste er erst noch im Lotto gewinnen.

»Werfen Sie mir die Leine rüber?«, rief ihm ein Mann vom Steg aus zu, und Martin erwachte aus seinen Träumereien. Er beugte sich herunter und packte das Tau, das vor seinen Füßen lag. Er warf es über die Reling, sobald das Boot nah genug am Steg war. Der Mann fing es geschickt auf und vertäute das Boot.

»Sie sind der Letzte. Die anderen sind bereits da.«

Martin stieg vorsichtig auf den glatten Holzsteg und schüttelte die Hand, die ihm entgegengestreckt wurde.

»Ich musste noch ein paar Dinge im Büro erledigen, bevor ich losfahren konnte.«

»Ja, ich habe schon gehört, dass die Polizei, unser Freund und Helfer, an diesem Wochenende unter uns weilen wird. Fühlt man sich gleich sicherer.«

Der Mann lachte dröhrend und stellte sich dann als Eigentümer des Hauses vor.

»Ich heiße Börje. Meine Frau und ich schmeißen den Laden ganz allein. Ich bin also Zimmermann, Koch, Butler und Mädchen für alles. Stets zu Ihren Diensten.« Wieder dröhndes Lachen.

Martin nahm sein Gepäck und folgte Börje in Richtung der Lichter, die zwischen den Bäumen hindurchschienen. »Nach allem, was man mir erzählt hat, haben Sie wahre Wunder mit der alten Ferienkolonie vollbracht«, sagte er.

»Das war eine ganz schöne Schufterei«, antwortete Börje stolz. »Und teuer. Das muss ich zugeben. Aber es hat sich gelohnt. Meine Gattin und ich waren den ganzen Sommer über bis in den Herbst hinein ausgebucht. Und auch unser Weihnachtsangebot kommt unerwartet gut an.«

»Die Leute wollen sicher dem Weihnachtsstress entfliehen«, sagte Martin und versuchte, nicht zu sehr zu schnaufen, als sie den Hang zum Haus hochgingen. Es war ihm ein wenig peinlich. In seinem Alter und bei seinem Beruf sollte er wirklich besser in Form sein.

Als Martin kurz den Blick hob, traute er kaum seinen Augen. Sie hatten tatsächlich ein wahres Wunderwerk mit dem alten Haus vollbracht. Wie die meisten, die in der Region aufgewachsen waren, hatte Martin an Schulausflügen und Sommerlagern auf Valö teilgenommen, und er erinnerte sich an ein zwar hübsches, aber doch etwas heruntergekommenes grünes Haus, das auf einer riesigen Rasenfläche lag. Jetzt war das Grün durch Weiß ersetzt, und das Haus glitzerte wie ein Schmuckstück. Es war frisch gestrichen und ausgebaut worden, und aus den Fenstern strömte ein warmes Licht, das die helle Fassade zum Strahlen brachte. Vor der

Eingangstreppe flackerten Kerzenlichter, und durch eines der Fenster im Erdgeschoss sah er einen großen Weihnachtsbaum. Die Kulisse war zauberhaft, und er blieb kurz stehen, um den Anblick zu genießen.

»Schön, was?«, sagte Börje und blieb ebenfalls stehen.

»Unglaublich«, antwortete Martin, und er meinte, was er sagte.

Als sie am Haus ankamen, traten sie in die Diele und stampften den Schnee von den Schuhen.

»Der letzte Mann ist angekommen!« Börjes Stimme schallte durch die Eingangshalle, und Martin hörte, wie sich jemand mit raschen Schritten näherte.

»Martin! Toll, dass du da bist!« Lisette fiel ihm um den Hals, und erneut überkam ihn das Gefühl, dass er nicht hätte herkommen sollen. Lisette war schon süß und sympathisch, aber langsam hatte er den Eindruck, dass sie ihre Beziehung zu ernst nahm. Doch nun war es zu spät, noch einen Rückzieher zu machen. Jetzt hieß es, das Wochenende irgendwie zu überstehen.

»Komm!« Lisette nahm ihn bei der Hand und zerrte ihn mehr oder minder in den großen Raum zu ihrer Linken. In Martins Kindheitserinnerungen war das der Schlafsaal, vollgestellt mit Etagenbetten. Inzwischen hatte dieser sich in einen geschmackvoll eingerichteten Salon mit angrenzender Bibliothek verwandelt. Mitten im Zimmer thronte ein gigantischer Weihnachtsbaum, der nach allen Regeln der Kunst geschmückt war.

»Hier ist er!«, verkündete Lisette triumphierend. Alle Blicke waren auf Martin gerichtet. Er widerstand dem Drang, an seinem Hemdkragen herumzunesteln, und winkte stattdessen nur ein wenig dümmlich. Lisette gab ihm mit einem Knuff in die Seite zu verstehen, dass wohl etwas mehr von ihm erwartet wurde, und so arbeitete er sich methodisch von links nach rechts durch den Raum. Lisette ging neben ihm her und erklärte laut und deutlich, wem er jeweils die Hand hinstreckte.

»Das ist mein Vater Harald.« Ein kräftiger Mann mit dichtem Haar und ebenso dichtem Schnurrbart stand auf und schüttelte ihm heftig die Hand.

»Und das ist meine Mutter Britten.«

»Ich heiße eigentlich Britt-Marie, aber seit ich fünf bin, nennen mich alle nur noch Britten.« Lisettes Mutter stand auch auf, und Martin war von der Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter stark beeindruckt. Dieselbe zierliche Figur, dieselben nussbraunen Augen und dunklen Haare, auch wenn Brittens von einigen grauen Strähnen durchzogen waren.

»Wie schön, Sie endlich kennenzulernen«, sagte Lisettes Mutter.

Martin murmelte etwas Ähnliches und hoffte, dass seine Lüge nicht allzu offenkundig war.

»Und hier haben wir meinen Onkel Gustav«, sagte Lisette. Ganz offensichtlich schien die schlankere Version ihres Vaters nicht zu ihren Lieblingen in der Familie zu gehören.

»Angenehm, angenehm«, sagte Gustav Liljecrona etwas gestelzt und verbeugte sich leicht. Martin fragte sich, ob von ihm die gleiche Geste erwartet wurde, entschloss sich dann aber, nur kurz zu nicken. Gustavs Frau, die als Nächste an der Reihe war, schien dem Tonfall nach zu urteilen auch keine warmen Gefühle bei Lisette zu wecken.

»Meine Tante Vivi.«

Martin drückte eine trockene, runzelige Hand. Eine Hand, die in starkem Gegensatz zu dem Gesicht der Frau stand, das so frei von Falten war wie die gespannte Haut einer Trommel. Er war sicher, er würde die Narben mehrerer chirurgischer Eingriffe sehen können, falls er hinter ihre Ohren blickte, hielt sich aber mit Mühe zurück, es wirklich zu tun.

Offenbar herrschte mehr Zuneigung zwischen Lisette und dem Mann, der neben Tante Vivi saß, denn ihr »mein Cousin Bernard« klang wesentlich herzlicher und fröhlicher. Martin hingegen verspürte eine instinktive Abneigung gegenüber dem elegant gekleideten Mitteldreißiger.

Bernard hatte sein Haar mit Gel aus dem Gesicht gekämmt, eine Frisur, die man in Finanzkreisen aus unerklärlichen Gründen gern und oft trug.

»Ah, Sie sind also Lisettes Polizist ...«, sagte er mit großspurigem Stockholmer Akzent, und obgleich die Bemerkung an und für sich sowohl korrekt als auch vollkommen unschuldig war, ahnte Martin, dass sich hinter dem lockeren Ton etwas anderes verbarg. Etwas Herablassendes, das er nicht recht zu fassen bekam.

»Ja, genau«, antwortete er kurz und ließ den Blick zu der Frau neben Cousin Bernard wandern.

»Bernards Schwester Miranda«, fuhr Lisette fort. Martin fuhr unwillkürlich zusammen, als er nach der ausgestreckten Hand griff. Cousine Miranda war umwerfend schön. Sie war etwa fünfundzwanzig und hatte rabenschwarzes Haar. Als sich ihre tiefblauen Augen auf ihn richteten, spürte Martin, wie er einen Moment lang die Haltung verlor. Ein leises Räuspern von Lisette gab ihm zu verstehen, dass er Mirandas Hand wahrscheinlich ein wenig zu lange gehalten hatte. Er ließ sie los, als ob er sich verbrannt hätte.

»Das ist mein Bruder Mattias. Aber alle nennen ihn nur Matte«, sagte Lisette mit eisiger Stimme, und Martin wandte sich hastig ihrem älteren Bruder zu. Dieser hatte ein offenes und freundliches Gesicht und schüttelte Martin begeistert die Hand.

»Ich habe so viel von dir gehört und fast das Gefühl, dich schon zu kennen! Lisette redet ja den ganzen Sommer über nichts anderes als dich. Ich freue mich wirklich sehr, dass wir uns endlich treffen!«

Es folgte eine dramatische Pause, und dann sagte Lisette:

»Und zu guter Letzt – mein Großvater Ruben!«

Martin stand jetzt vor einem alten Mann im Rollstuhl. Ruben hatte den beiden Söhnen seine Gesichtszüge vererbt, selbst war er aber zur Größe eines Kindes zusammengeschrumpft. Eine karierte Decke lag über seinen Knien. Trotzdem war sein Händedruck überraschend fest, und sein Blick war wach und aufmerksam.

»Soooo, das ist also der junge Mann«, sagte er mit amüsiertem Gesichtsausdruck, und Martin fühlte sich wie ein kleiner Schuljunge vor dem Rektor. Der Alte hatte etwas sehr Beeindruckendes, und Martin kannte seinen Lebensweg nur zu gut. Ärmer als eine Kirchenmaus geboren, hatte er aus dem Nichts ein Imperium aufgebaut, das heute in der ganzen Welt Milliarden umsetzte. Ja, diese Geschichte kannten die meisten Schweden.

»Das Essen ist serviert!« Eine Frau mit altmodischer weißer Schürze stand in der Türöffnung, und alle Blicke wandten sich ihr zu. Sie zeigte in Richtung Speisesaal. Martin nahm an, dass es Börjes Frau war.

»Ja, etwas zwischen die Zähne könnte jetzt nicht schaden«, sagte Harald Liljecrona und marschierte allen voran zu dem gedeckten Tisch.

Die Übrigen folgten in geschlossener Formation, doch zuvor beobachtete Martin belustigt, wie mehrere Familienmitglieder auf Rubens Rollstuhl losstürmten. Jeder wollte der Erste sein. Lisette stand am nächsten und gewann den Wettkampf. Sie warf ihrer Tante Vivi einen triumphierenden Blick zu. Offenbar gingen hier Dinge vor sich, in die Martin nicht eingeweiht war. Er seufzte innerlich. Das würde ein sehr, sehr langes Wochenende werden.

Lisette spürte die Blicke der anderen im Rücken, während sie Großvater Ruben in den Speisesaal schob. Der Triumph brachte ihre Wangen zum Glühen, und sie hoffte, dass dieser Erfolg ein Fingerzeig darauf war, wer als Sieger aus der großen Schlacht hervorgehen würde. Der Schlacht um Großvaters Vermögen. Manchmal wurde ihr ganz schwindelig beim Gedanken, wie viel Geld eines Tages ihr gehören könnte. Millionen reichten nicht einmal mehr aus. Es handelte sich um Milliarden. Sie musste nur dafür sorgen, dass sie es sich mit dem Alten nicht verscherzte, und darauf hoffen, dass sich die anderen disqualifizierten. Was durchaus im Bereich des

Möglichen lag. Sie wusste mit Sicherheit, dass sowohl ihr Vater als auch ihr Onkel sehr schlechte Karten hatten; diese beiden würden kein großes Hindernis darstellen. Und Bernard und Miranda auch nicht. Nein, ihr härtester Widersacher um das Erbe war Matte. Sie musste sich eingestehen, dass er im Augenblick bei Großvater einen dickeren Stein im Brett hatte als sie. Aber sie war überzeugt, dass dies nur vorübergehend war. Sie brauchte nur abzuwarten, bis auch Matte eine Schwäche offenbarte, die sie zu ihrem Vorteil nutzen konnte.

»Oh, entschuldige!« Fast wäre sie Martin mit dem Rollstuhl gegen das Schienbein gefahren. Sie hielt an, um ihn vorbeizulassen. Dabei fragte sie sich kurz, ob es wirklich eine so gute Idee gewesen war, ihn hierher einzuladen. Aber sie wollte Großvater unbedingt zeigen, dass sie erwachsen und reif geworden war, und da passte ein fester Freund, noch dazu ein Polizist, sehr gut ins Bild. Auch wenn sie sich gewünscht hätte, dass er bei der Vorstellungsrunde nicht so tollpatschig gewirkt hätte. Ein Blick auf Bernard hatte genügt, um zu sehen, was er von Martin hielt, und sie fragte sich, ob die anderen genauso dachten.

Natürlich war Martin nett und sah gut aus, es war jedoch offensichtlich, dass er keine Umgangsformen besaß. Aber nun war er hier, und sie musste versuchen, das Beste aus dem Wochenende zu machen. Sie schob Großvater in den Speisesaal.

Der Anblick der zahllosen Speisen, die man auf den Tischen des Buffets an der einen Längswand aufgebaut hatte, war überwältigend. Schinken, Presskopf, Heringssalat, eingelegter Hering, Buletten, Wurst und vieles mehr. Es gab alles, was man sich für ein Weihnachtessen wünschen konnte, und Martin stellte verlegen fest, dass sein Magen laut knurrte.

»Unser junger Mann ist wohl ein bisschen hungrig, hm?«, sagte Harald lachend und verpasste Martin einen Klaps auf den Rücken.

»Ja, ein bisschen schon«, antwortete er und lächelte gequält. Er betete zu Gott, dass Lisettes Vater ihn nicht für den Rest des Wochenendes mit »junger Mann« anreden und ihm auf den Rücken klopfen würde.

Bald hatten sich alle bedient und ließen sich an dem hübsch gedeckten Esstisch nieder. Draußen hatte sich der leichte Schneefall inzwischen fast in einen richtigen Sturm verwandelt. Börje machte die Runde und schenkte eiskühlten Branntwein in die Schnapsgläser ein. Er wirkte besorgt.

»Das sieht nicht gut aus. Laut Wetterbericht steht uns ein dickes Unwetter bevor. Ich hoffe, dass wir nicht aus irgendeinem Grund rüber aufs Festland müssen, das könnte bei dem Wetter schwierig werden«, sagte er und deutete mit dem Kopf auf das Schneegestöber.

»Es fehlt uns hier an nichts«, erwiderte Ruben mit seiner heiseren Altmännerstimme. »Vor Sonntag wollen wir ja nicht weg, und verhungern werden wir inzwischen auch nicht, denke ich.«

Alle lachten über seinen Kommentar. Ein wenig zu laut und ein wenig zu herzlich. Eine argwöhnische Falte bildete sich zwischen Rubens buschigen Augenbrauen; vermutlich hatte er die gekünstelte Freundlichkeit satt. Einen Moment lang kreuzten sich ihre Blicke, und Martin begriff, dass der Alte seine Gedanken gelesen hatte. Er schlug die Augen nieder und konzentrierte sich darauf, Senf auf die kleinen Cocktail-Würstchen zu streichen. Wenn man sie an den Enden aufschlitzte, drehten sie sich um sich selbst. Als er klein war, hatte er sie Dauerwellenwürste genannt, was er noch immer bei jedem Weihnachtsfest zu Hause von seinen Eltern zu hören bekam.

»Nun, Bernard«, sagte Ruben und wandte sich seinem Enkel zu. »Wie geht es denn deiner Firma? An der Börse sind einige Gerüchte im Umlauf.«

Für einen Moment machte sich ein betretenes Schweigen breit, bevor Bernard antwortete:

»Das ist nur böswilliges Gerede. Der Firma geht es besser als je zuvor.«

»Aha, da habe ich aber etwas ganz anderes gehört«, entgegnete Ruben sanft. »Und meine

Quellen sind ... wie du weißt ... äußerst zuverlässig.«

»Nichts gegen deine Quellen, Großvater, aber ich denke, dass sie vielleicht nicht gerade auf dem neuesten Stand sind. Was wollen die also über ...«

Ein strenger Blick von Vivi brachte Bernard zum Schweigen. Mit gedämpfter Stimme sagte er:

»Tja, nun, ich kann nur sagen, dass sich deine Quellen täuschen. In der nächsten Bilanz werden wir hervorragende Zahlen präsentieren können.«

»Und was ist mit dir, Miranda? Wie geht es deiner Design-Agentur?« Rubens Blick war durchdringend wie Röntgenstrahlen, und Miranda rutschte auf ihrem Stuhl hin und her, als sie antwortete:

»Na ja, wir hatten ein bisschen Pech. Einige Aufträge wurden im letzten Moment storniert, und wir mussten ziemlich viel unentgeltlich arbeiten, um Referenzkunden zu gewinnen, und ...«

Ruben hob eine knochige Hand. »Danke, danke, das reicht. Ich kann mir den Rest denken. Mit anderen Worten, es ist nicht mehr viel von dem Kapital übrig, das ich in dein Unternehmen gesteckt habe, richtig?«

»Nun, Großvater, genau darüber wollte ich mit dir reden ...« Sie wickelte eine Locke ihres schönen dunklen Haars um einen Finger und blickte den alten Mann demütig an.

»Die Kinder sind so fleißig und arbeiten unglaublich hart. Ja, Gustav und ich bekommen sie derzeit kaum noch zu Gesicht, immerzu arbeiten und arbeiten sie ...« Vivi versuchte, die Situation zu retten, und plapperte weiter, während sie nervös mit ihrer Perlenkette spielte.

Martin hatte immer mehr Mühe mit seinen Cocktail-Würstchen. Das Abendessen hatte eine unangenehme Wendung genommen, und er suchte Lisettes Blick. Aber wie die anderen Familienmitglieder lauschte sie mit großer Spannung dem verbalen Schlagabtausch.

»Und du, Lisette, hast du vor, dir bald mal eine Arbeit zu suchen?«

Lisette klappte den Mund zu, als ihr Großvater plötzlich sie ansprach.

»Aber ... ich ... ich studiere doch noch«, stammelte sie nervös und schien auf ihrem Stuhl zusammenzuschrumpfen.

»Ja, ich weiß, dass du studierst«, sagte Ruben trocken. »Ich finanziere schließlich dein Studium. Seit acht Jahren. Ich wollte nur wissen, ob es nicht langsam an der Zeit ist, einen Teil all diesen Wissens in die Praxis umzusetzen?« Sein Ton war noch immer gefährlich sanft. Lisette senkte den Blick und murmelte:

»Ja, Großvater.«

Er schnaubte verächtlich und blickte zu seinen Söhnen.

»Es gibt ein paar Probleme bei der Arbeit, habe ich gehört.«

Martins geübtes Auge sah, wie Harald und Gustav einen raschen Blick wechselten. Es dauerte nur eine Millisekunde, doch Martin konnte sowohl Hass als auch Furcht darin erkennen.

»Was hast du denn gehört, Papa?«, fragte Harald mit einem heiteren, aber nur angedeuteten Lächeln. Nur seine Hände verrieten seine wahren Gefühle. Während er sprach, zerriss er seine Serviette in winzige Stücke.

»Alles läuft wie immer. *Business as usual*, weißt du. Wie zu deiner Zeit.«

»Meine Zeit«, fauchte Ruben. »Du weißt haargenau, dass ›meine Zeit‹ gerade mal zwei Jahre zurückliegt. Du tust geradezu so, als sei es hundert Jahre her, dass ich am Ruder stand. Und hätte ich nicht diese ...«, er suchte nach dem richtigen Wort, »... Gesundheitsprobleme bekommen, würde ich noch heute dort stehen. Aber ich habe weiterhin meine Informanten im Unternehmen. Und ich habe von Dingen gehört, die sehr alarmierend sind.« Er hob warnend den Zeigefinger und blickte zwischen Harald und Gustav hin und her.

Nach einem auffordernden Seitenblick von Harald räusperte sich Gustav und ergriff das

Wort. »Wie Harald schon sagte, ist alles in bester Ordnung. Ich verstehe nicht, was du gehört haben könntest ...«

Ruben schnaubte erneut. Spuckefetzen flogen durch die Luft, als er aufbrausend sagte:

»Ihr seid alle miteinander ein elender Haufen! Euer ganzes Leben lang habt ihr wie Zecken an mir geklebt, auf meine Kosten gelebt und nur darauf gewartet, dass euch alles zufällt! Und wider besseren Wissens habe ich euch unzählige Chancen geboten, immer wieder Geld in eure Unternehmen investiert, und euch beiden«, er schaute in Richtung seiner Söhne, »habe ich die Leitung der Firma übertragen, weil ich sie so gern im Familienbesitz behalten wollte. Aber jeder Einzelne von euch hat mich enttäuscht! Was ich euch gegeben habe, habt ihr verprasst, aus dem Fenster geworfen und vergeudet. Und jetzt sage ich, es ist Schluss, es reicht!«

Ruben schlug so hart mit der Faust auf den Tisch, dass alle zusammenzuckten. Instinkтив wollte Martin nur fliehen. Aber zugleich war es wie bei einem Verkehrsunfall, an dem man vorbeifuhr. Man konnte einfach nicht wegschauen.

»Ich werde euch Pack enterben! Das Testament ist vollständig verfasst, unterschrieben und notariell beglaubigt, und ihr werdet nur das bekommen, was euch gesetzlich zusteht. Einige sorgfältig ausgewählte Wohltätigkeitsorganisationen werden ihrem guten Stern danken, wenn ich eines Tages abkratze, denn sie erben den Rest!«

Die ganze Familie starnte den Mann im Rollstuhl an. Es war, als habe jemand auf einen Knopf gedrückt und einen Film angehalten, denn alle saßen da wie erstarrt. Kein Laut war im Raum zu hören, nur Rubens keuchender Atem und der Sturm, der jetzt wie ein wildes Tier vor dem Fenster wütete.

Der Wutausbruch musste Ruben durstig gemacht haben, denn er hob mit zitteriger Hand sein Wasserglas und trank es in einem Zug aus. Noch immer sagte keiner etwas, und niemand rührte sich.

Ruben stellte das Glas ab, und es sah aus, als sacke er langsam in sich zusammen wie ein Ball, der Luft verliert.

Ein leichtes Zucken im Gesicht des alten Mannes war das erste Anzeichen, dass irgendetwas nicht stimmte, es folgten leichte Krämpfe in seiner rechten Gesichtshälfte, die sich nach links fortpflanzten. Danach fing der ganze Körper an zu zucken. Zunächst fast unmerklich, bald aber folgten immer heftigere Spasmen. Ein krächzender Laut drang aus seiner Kehle, und der dürré kleine Körper bäumte sich auf. Erst jetzt reagierten die anderen.

»Großvater!«, rief Lisette und stürzte zu ihm.

Auch Bernard sprang auf, doch beide blieben ratlos vor Ruben stehen und wussten nicht, was tun.

Bernard versuchte, die mageren Schultern festzuhalten, aber die Zuckungen waren zu stark, er schaffte es nicht.

»Er stirbt, er stirbt!«, schrie Vivi und zog so heftig an ihrer Perlenkette, dass die Schnur riss und die Perlen sich über den Boden ergossen.

»So tut doch was!«, rief Britten und blickte sich ratlos um.

Martin rannte zu Ruben, aber als er bei dem alten Mann angelangt war, hörten die Spasmen abrupt auf, und Rubens Kopf kippte mit einem dumpfen Schlag auf den Teller. Martin tastete mit Daumen und Zeigefinger an Rubens dünnem Handgelenk nach dem Puls, musste aber feststellen, dass der nicht zu fühlen war:

»Es tut mir leid. Er ist tot.«

Vivi stieß noch einen Schrei aus und tastete nach ihrer nicht mehr vorhandenen Kette.

Börje und seine Frau kamen aus der Küche gelaufen, und Harald rief ihnen zu:

»Rufen Sie einen Krankenwagen. Mein Vater hatte einen Anfall. Wir brauchen Hilfe!«

Börje schüttelte bestürzt den Kopf. »Leider hat der Sturm die Telefonleitungen zerstört.

Ich habe vorhin versucht zu telefonieren. Es funktioniert nicht.«

»Das würde ohnehin nichts nützen, so leid es mir tut«, erklärte Martin und richtete sich auf. »Er ist, wie gesagt, tot.«

»Aber was ist passiert?«, schluchzte Britten. »Hatte er einen Herzinfarkt? Oder einen Schlaganfall? Was ist denn bloß geschehen?«

Martin wollte schon die Achseln zucken, um zu zeigen, dass er es nicht wusste. Aber dann sog er ein wenig die Luft ein. Von dem alten Mann ging ein Geruch aus, der ihm bekannt vorkam. Er beugte sich über Ruben, dessen Gesicht noch immer zwischen Heringen und Fleischbällchen lag, und schnupperte erneut. Ja, da war er. Schwach, aber doch deutlich.

Der Duft von Mandeln. Von etwas, das es hier nicht geben durfte. Er griff nach dem Glas, das Ruben geleert hatte, und steckte die Nase hinein. Ihm schlug ein deutlicher Geruch von Bittermandeln entgegen, das bestätigte seinen Verdacht.

»Er wurde ermordet.«

Ihr Herz pochte wie wild in ihrer Brust, während sie auf den Hinterkopf ihres Großvaters starre. Er war so still.

Miranda klammerte sich an die Tischplatte und konnte den Blick nicht von dem Toten lassen. Gleichzeitig war sie noch immer wütend über die Kritik, die er eben an ihr geübt hatte, und sie musste sich beherrschen, um ihm nicht gegen das Schienbein zu treten. Wie konnte er es wagen, sie derart anzugreifen! Und das vor allen anderen. Nicht nur vor ihrer eigenen Familie, sondern auch vor ihren Cousins und ihrem Onkel und ihrer Tante, die sie wie hungrige Raubtiere angestarrt hatten, jederzeit bereit, über die Reste herzufallen, nachdem sich der Leitwolf das genommen hatte, was er wollte. Warum konnte er ihr nicht mehr Zeit geben? Niemand wusste besser als er, wie lange es dauerte, ein Unternehmen von null aufzubauen. Sie hätten das Problem lösen können, er hatte doch ein Riesenvermögen. Zwei weitere Millionen hätten ihm nichts ausgemacht. Das waren ja Peanuts für ihn. Und der arme Bernard. Auch er hatte es nicht verdient, öffentlich derart bloßgestellt zu werden. Er arbeitete so hart und hatte wirklich alle Chancen, erfolgreich zu sein. Wenn er nur auch ein wenig mehr Zeit bekommen hätte ... Und Geld.

O mein Gott! Und wenn der Alte das Testament bereits geändert hatte?! Dieser Gedanke traf Miranda mit solch einer Heftigkeit, dass sie nach Luft schnappen musste. Ihre Fingernägel gruben sich noch tiefer in das Holz des Esstisches, und sie spürte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen. Sie mochte gar nicht daran denken. Was wäre, wenn Ruben seine Drohung schon wahrgemacht hatte? Vielleicht hatte er bereits einen Anwalt kontaktiert und alle Änderungen vor diesem Wochenende vornehmen lassen? Ja, so musste es natürlich sein, verschlagen und gerissen, wie der alte Schurke war. Da war sie sich sicher. Er machte sich einen Spaß daraus, sie bettelnd und gedemütigt zu sehen, bevor er ihnen den Gnadenstoß verpasste.

Vom gesetzlichen Erbteil wurde vermutlich zudem noch abgezogen, was er ihnen schon als Finanzspritzen gegeben hatte. Da würde kaum noch etwas bleiben. Ob sie womöglich am Ende noch etwas zurückzahlen mussten? Dabei war sie doch schon über beide Ohren verschuldet!

Miranda kriegte kaum noch Luft. Sie starre den Ermordeten in seinem Rollstuhl wütend an.

Der Rest des Abends verlief wie in einem Traum. Martins Worte hatten zunächst eine beklemmende Stille im Raum ausgelöst. Dann brach ein unbeschreiblicher Tumult aus. Niemand wollte ihm anfangs glauben, aber er hatte ihnen ruhig erklärt, dass der Geruch von Bittermandeln auf das Vorkommen von Zyanid hindeutete. Rubens Anfall stimmte auch mit der Wirkung dieses extrem starken Gifts überein.

Er hatte Börje um eine Papiertüte gebeten, in die er dann vorsichtig das Glas gesteckt

hatte. Es musste analysiert werden, und er ärgerte sich über sich selbst, weil er es zuvor gedankenlos angefasst hatte. Er konnte ja wertvolle Fingerabdrücke zerstört haben.

»Wir müssen so schnell wie möglich zum Festland hinüber«, wies er Börje an. In Gedanken war er bereits alle Maßnahmen durchgegangen, die nun getroffen werden mussten. Die Kollegen zur Polizeistation rufen. Das Beweismaterial ins Labor schicken. Zusehen, dass der Tote in die Rechtsmedizin kam, und zu guter Letzt mit den Zeugenverhören beginnen. Sobald sie aufs Festland kamen, würde die Suche nach dem Mörder beginnen.

»Das geht nicht«, sagte Börje leise. Er verwies auf den Sturm, der vor dem Fenster heulte, und auf den Schnee, der inzwischen so dicht fiel, dass er wie eine weiße Wand aussah.

»Was heißt da, das geht nicht?«, entgegnete Martin entschlossen. »Wir müssen doch aufs Festland fahren können!«

»Nicht bei diesem Wetter. Das ist unmöglich.« Börje breitete resigniert die Hände aus.

»Aber es ist doch nicht weit.« Martin hörte die Irritation in seiner eigenen Stimme und mahnte sich zu Geduld. Wenn jemand hier die Fassung bewahren musste, dann schließlich er.

»Börje hat recht«, meldete sich dessen Frau zu Wort. »Wir können auf keinen Fall mit dem Boot hinausfahren. Der Wind bläst mit voller Kraft gegen den Steg, und bei dieser Windstärke ist das unmöglich. Nein, wir müssen ganz einfach abwarten, bis das Schneetreiben nachlässt.«

»Dann müssen wir den Seerettungsdienst anrufen«, erklärte Martin resolut.

»Das Telefon funktioniert nicht, haben Sie das nicht gehört?«, sagte Bernard in einem Ton, der deutlich machte, dass er Martin für einen Idioten hielt.

»Wofür gibt es denn Handys!« Martin holte sein Telefon aus der Hosentasche, stellte aber entsetzt fest, dass auf dem Display kein einziger Balken abgebildet war, der den Empfang hätte anzeigen können.

»Verdammst noch mal!«, rief er und hielt sich mit Mühe und Not zurück, das Telefon nicht gegen die Wand zu werfen.

»Hab ich doch gesagt«, sagte Bernard und grinste. Martin hätte ihn am liebsten geohrfeigt.

»Wollt ihr damit sagen, dass wir hier festsitzen?«, schluchzte Miranda und klammerte sich an Mattes Arm. Der schien sie kaum zu bemerken. Er blickte mit tränennassen Augen auf den Mann, der vornübergesunken in seinem Rollstuhl saß.

Zum ersten Mal fiel Martin auf, dass Matte der Einzige war, der von den bohrenden Fragen während des Essens verschont geblieben war, und dass er jetzt auch der Einzige war, der über den plötzlichen Tod des Großvaters zu trauern schien. Als hätte er Martins Gedanken gelesen, ging Matte zu dem alten Mann, hob sanft dessen Kopf vom Teller hoch und säuberte ihm vorsichtig das Gesicht mit einer Serviette. Alle blickten wie hypnotisiert zu Matte, aber keiner unternahm einen Versuch, ihm zu helfen. Als Rubens Gesicht von allen Essensresten befreit war, lehnte Matte ihn vorsichtig gegen die Rückenlehne und legte die Decke auf seinen Beinen zurecht.

»Danke, Matte ...«, sagte Britten und sah ihn dankbar an.

»Wir sollten ihn an einen kühlen Ort legen«, sagte Martin und verhinderte, dass Matte anzusehen. »Wenn wir hier nicht wegkommen, ist es wichtig, dass wir die Beweisstücke sicherstellen.« Er drückte sich zweifellos ungeschickt aus, aber im Augenblick war er der Einzige, der die Untersuchung in die richtigen Bahnen leiten und zusehen konnte, dass der Schaden so gering wie möglich blieb. Irgendwo in diesem Haus befand sich ein Mörder, und er hatte nicht die Absicht, ihn ungestraft davonziehen zu lassen.

»Wir können ihn in die Kühlkammer legen«, sagte Börje, der vortrat, um zu helfen.

»Gut«, antwortete Martin knapp. Da der Tote in einem Rollstuhl saß, war der Transport

relativ einfach, da man den Leichnam nur bis zur Kühlkammer schieben musste.

»Kann man die Tür abschließen?«, fragte Martin Börje. Dieser nickte und deutete auf ein Hängeschloss neben der Tür.

»Wir wollen ja nicht, dass unsere Gäste die Rinderfilets klauen«, erklärte er mit einem schiefen Lächeln, das schnell verflog, als es von Martin nicht erwidert wurde.

Nachdem sie Rubens Leichnam eingeschlossen hatten, kehrten Martin und Börje in den Speisesaal zurück. Die anderen standen noch immer an exakt derselben Stelle, wo sie sie kurz zuvor zurückgelassen hatte. Keiner schien imstande, sich zu bewegen.

»Gehen wir in die Bibliothek«, sagte Martin und deutete mit einer Kopfbewegung in Richtung des Raumes am Ende des Flures. »Börje, haben Sie Cognac im Haus?« Börje nickte und lief los, um eine Flasche zu holen. »Könnten wir im Kamin ein Feuer anzünden –?« Martin kramte in seinem Gedächtnis, hatte aber außer »meine Gattin« keinen anderen Namen für den weiblichen Part ihrer Gastgeber parat.

»Kerstin, ich heiße Kerstin«, ergänzte sie. »Ja, das geht ohne weiteres. Ich kümmere mich darum.«

Auch sie verschwand, und Martin blickte nun auffordernd zu den Mitgliedern der Familie Liljecrona hinüber, da sich nach wie vor niemand rührte.

»Gehen wir. Kommen Sie mit.« Er ging voran und hoffte, dass die anderen ihm folgten. Einer nach dem anderen trat in die Bibliothek und nahm dort Platz.

Kerstin machte Feuer im Kamin, und kaum hatten sich alle gesetzt, kam Börje mit einer Flasche Cognac. Er holte die passenden Gläser aus einer großen Vitrine und schenkte großzügig ein.

»Ist das eine gängige Vorgehensweise bei der Polizei in dieser Gegend? Dass man den Zeugen Alkohol verabreicht?«, fragte Gustav matt, leerte jedoch dankbar das Glas, das Börje ihm gereicht hatte, und hielt es ihm gleich wieder hin, um noch einen Schluck zu bekommen.

»Nein, das kann man nicht behaupten«, antwortete Martin und lächelte schwach. »Aber wir befinden uns auch in einer außergewöhnlichen Situation. Da müssen wir uns behutsam vortasten.« Einen Augenblick lang wünschte er sich, dass Patrik Hedström, sein engster Kollege in der Polizeistation von Tanum, hier wäre. Er arbeitete noch nicht lange mit ihm zusammen, bewunderte ihn aber bereits sehr. Mit ihm an seiner Seite hätte er sich sicherer gefühlt. Patrik hätte bestimmt gewusst, was zu tun war. Aber Martin musste sich mit der Situation abfinden und alleine zureckkommen. Nun galt es, Patrik nicht zu enttäuschen. Er musste einfach nur einen klaren Kopf behalten und sich Schritt für Schritt vortasten.

»Da wir nicht zur Polizeistation fahren können, muss ich Ihre Zeugenaussagen hier aufnehmen. Ich werde einen nach dem anderen befragen, und ich setze voraus, dass Sie sich alle kooperativ verhalten, damit wir den Fall schnell aufklären können.« Er schaute jeden Einzelnen eindringlich an, und keiner schien irgendwelche Einwände zu haben.

»Dann schlage ich vor, dass Sie den Anfang machen.« Martin nickte Harald zu.

Die Hand mit dem Cognacglas zitterte. Kummervoll blickte Britten dem breiten Rücken ihres Mannes hinterher, als dieser durch die Tür verschwand. Sie machte sich Sorgen um Harald. Fragte sich, ob er dem Druck standhalten würde. Er wirkte so stark. Solide. Aber Britten wusste, das war nur Fassade. In ihrer langen Ehe hatte sie gelernt, dass ihr großer bulliger Mann eigentlich noch immer ein kleiner ängstlicher Junge war. Und dafür gab sie Ruben die Schuld. Er war zu hart gewesen. Hatte zu viel verlangt und erwartet, dass seine Söhne aus demselben Holz geschnitten waren wie er. Aber keiner der beiden war das gewesen.

Gustav sah wenigstens so charakterschwach aus, wie er war, und hatte deshalb weniger abbekommen. Harald hingegen hatte durch seine Größe immer stark und kräftig gewirkt, und niemand hatte je erkannt, wie schwach er tatsächlich war. Ja, sie vermutete, dass Ruben es

eigentlich wusste, tief drinnen ahnte er es. Aber er hatte lieber die Augen davor verschlossen, und deshalb hasste sie ihn.

Auf dem Posten, den er Harald gegeben hatte, war ihr Mann von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen. Und die Idee, Gustav und Harald zusammenarbeiten zu lassen ... ja, die war so abstrus, dass sie sich gefragt hatte, ob Ruben wirklich noch ganz bei Trost gewesen war, als er den Vorschlag machte. Aber seine Söhne hatten natürlich sofort angebissen. Konnten es kaum erwarten, ihrem Vater zu beweisen, dass sie etwas taugten. All ihre Misserfolge wollten sie auf einen Schlag vergessen machen. Das war die Chance, jetzt würden sie den Respekt ihres Vaters zurückgewinnen, endlich, nach so vielen Jahren. Ja, vielleicht sogar seine Liebe, hatten sie sich wohl erkühnt zu denken, die beiden Brüder. Stattdessen war der Schuss nach hinten losgegangen. Sie hatte miterlebt, wie Harald von Tag zu Tag ergrauter aus dem Büro nach Hause zurückkehrte. Wie er immer mehr in sich zusammensank. Der Herzinfarkt vor einem Jahr kam nicht überraschend. Und kurz hatte sie damals sogar Hoffnung geschöpft. Harald hatte ja trotz allem überlebt, und sein Vater musste doch nun einsehen, dass sein Sohn mit der Aufgabe überfordert war. Aber nein. Ruben hatte einen Blumenstrauß ans Krankenbett geschickt und kurz darauf gefragt, wann Harald wieder einsatzbereit sei.

»Was wird er deiner Meinung nach sagen?«, flüsterte Gustav Britten zu. »Glaubst du, dass er ...?«

»Ich weiß es nicht, Gustav«, erwiderte sie scharf. Das ständige Gejammer und die Duckmäuseerei ihres Schwagers brachten sie zur Weißglut.

»Ich hoffe wirklich, dass er nicht ...« Wieder dieser klagende Ton, ein wenig zu hoch, und er wiederholte flüsternd: »Ich hoffe wirklich, dass er nicht ...«

»Hör jetzt auf!« Weniger die Worte, sondern vielmehr Brittens Ton brachte ihn zum Schweigen. »Es spielt keine Rolle, was Harald sagt oder nicht sagt. Die Grenze ist überschritten, es ist völlig egal, wenn jetzt alles rauskommt.«

»Aber ...«, setzte Gustav an. Sein Blick flackerte nervös. Doch Britten hatte genug. Sie wandte ihm den Rücken zu und sah zum Fenster hinaus in den Sturm. Es gab nichts mehr zu diskutieren.

»Sie sind der älteste Sohn, wie ich verstanden habe.«

»Ja.« Harald Liljecrona starnte ins Leere. Börje und Kerstin hatten ihnen ihr Büro zur Verfügung gestellt, und sie saßen nun zu beiden Seiten eines übervollen Schreibtischs. Kerstin hatte Martin einen Notizblock und einen funktionierenden Kugelschreiber herausgesucht, und er war nun bereit, alle Aussagen zu notieren. Am liebsten hätte er wie auf der Polizeistation ein Tonbandgerät gehabt, aber er musste sich mit dem zufriedengeben, was ihm zur Verfügung stand.

»Ja, ich bin der älteste Sohn«, wiederholte Harald und blickte Martin an.

»Und Sie arbeiten im Familienunternehmen, soweit ich mitbekommen habe?«

Harald lachte auf, ein etwas sonderbares, viel zu helles Lachen für einen Mann mit einer so beeindruckenden Leibesfülle. »Ja, wenn man einen weltumspannenden Konzern mit vielen Milliarden Umsatz ein ›Familienunternehmen‹ nennen kann.«

»Und welche Position haben Sie im Unternehmen inne?« Martin musterte ihn eingehend.

»Ich bin der Generaldirektor. Gustav ist kaufmännischer Geschäftsführer.«

»Wie klappt die Zusammenarbeit zwischen Ihnen?«

Wieder dieses seltsame Lachen. »Na ja, es war wohl nicht gerade eine der besten Ideen meines Vaters, dass er uns Verantwortungsbereiche gegeben hat, die sich überlappen. Wir brauchen nicht um den heißen Brei herumzureden, Gustav und ich sind grundverschieden. Sie werden von den anderen sicherlich noch viel Schlimmeres hören, vor allem von Vivi. Ihre Zunge ist wie gemacht dafür, Gift zu versprühen ...« Er verstummte kurz, fuhr aber dann fort: »Vielleicht hoffte Vater, dass Gustav und ich uns näherkommen würden, wenn wir täglich

zusammenarbeiten mussten. Stattdessen verschlimmerte das die Lage nur.«

»Spielte er heute beim Abendessen auf etwas Spezielles an, als er fragte, wie es dem Unternehmen geht?«

Nun blieb das Lachen aus.

»Ich habe keine Ahnung, was er gemeint haben könnte. Freilich gibt es zwischen Gustav und mir einige Meinungsverschiedenheiten, und manchmal fliegen im Büro ganz schön die Fetzen, aber nein, ich kann mir nicht vorstellen, was mein Vater gehört haben könnte.«

»Sie haben also keine Ahnung?«

»Nein«, antwortete Harald entschieden und gab deutlich zu verstehen, dass von ihm keine weiteren Auskünfte auf die Frage kommen würden, selbst wenn es welche geben sollte.

»Haben Sie irgendeine Theorie, wer Ihren Vater umbringen wollte?«, fragte Martin und wartete gespannt auf die Antwort. Der Kugelschreiber schwebte über dem Block.

»Nun, Sie haben ja mitgekriegt, wie es bei Tisch zuging. Wer von den Haien dort draußen wollte ihn Ihrer Meinung nach denn nicht umbringen?« Die Antwort erfolgte spontan, aber Harald schien seinen Kommentar sogleich zu bereuen. »Ach, ganz so schlimm ist es wohl nicht. Ich meine, wir hatten durchaus unsere Auseinandersetzungen in der Familie, das will ich nicht leugnen, aber ihn deshalb umzubringen ... Nein, ich habe keine Ahnung, wer es getan haben könnte.«

Martin stellte noch ein paar Fragen, beendete aber das Verhör, als er spürte, dass er nicht weiterkam.

Die nächste Person, die sich Martin gegenüber niederließ, war Miranda. Er hatte kein bestimmtes System, in welcher Reihenfolge er die Familienmitglieder hereinbat, sondern wollte sie einfach alle nacheinander befragen.

Miranda sah klein und zerbrechlich aus. Ihr schwarzes Haar, das sie vorhin lose getragen hatte, war nun straff in einem Pferdeschwanz gebändigt, und das betonte ihre schönen Züge nur umso mehr.

»Das alles ist so furchtbar«, sagte sie mit bebender Unterlippe.

Martin musste den Impuls bekämpfen, den Arm um sie zu legen und ihr zu sagen, dass alles gut werden würde. Er ärgerte sich über sich selbst. Eine solche Reaktion war nicht besonders professionell.

»Ja, das ist es in der Tat«, sagte er stattdessen gedehnt und trommelte leicht mit dem Kugelschreiber auf den Block.

»Können Sie mir etwas darüber sagen, wer Ihrer Meinung nach ein Motiv haben könnte, Ihren Großvater umzubringen?«

»Nein, gar nichts«, schniefte Miranda. »Ich begreife ganz einfach nicht, wie das geschehen konnte! Wie kann jemand so etwas Schreckliches tun?«

Martin reichte ihr verlegen ein Taschentuch, das er in einem Behälter auf dem Schreibtisch gefunden hatte. Mit weinenden Frauen hatte er noch nie etwas anfangen können. Er räusperte sich.

»Soweit ich verstanden habe, war Ihr Großvater nicht ganz zufrieden mit der Art und Weise, wie Sie Ihre wirtschaftlichen Angelegenheiten führten.« Er hörte selbst, wie gestelzt das klang.

»Großvater war immer sehr großzügig zu seinen Kindern und Enkeln«, schluchzte sie. »Er hat mir das Startkapital für meine Design-Agentur geliehen, und wenn ich nur etwas mehr Zeit gehabt hätte ... und vielleicht ein kleines bisschen mehr Kapital, dann hätte ich es geschafft, das weiß ich. Aber ich hatte die ganze Zeit so ein verflixtes Pech, und die Kunden haben meine Sachen nicht richtig entdeckt und ...« Sie schluchzte wieder auf und beendete den Satz nicht.

»Ihr Großvater hat Ihnen also Geld geliehen. Das ist jetzt aufgebraucht, und Sie wollten

ihn um mehr bitten? Habe ich das richtig verstanden?«

Miranda nickte. »Ja, ich hätte nur etwa eine Million als Zuschuss gebraucht, das hätte mir die Zeit gegeben, die ich gebraucht hätte, um den Sprung zu schaffen. Die Modebranche ist ein hartes Geschäft, da muss man sich trauen, alles auf eine Karte zu setzen, um erfolgreich zu sein!« Sie warf den Kopf in den Nacken, ihre Unterlippe hörte auf zu bebhen.

»Sie wollten Ihren Großvater um eine Million bitten?«

»Ja.« Wieder diese trotzige Kopfbewegung. »Für ihn ist das gar nichts. Können Sie sich vorstellen, wie viel der Alte auf der Bank hat?«

Sie verdrehte die Augen, schien dann aber zu merken, wie unangebracht ihr Verhalten war, und ihre Lippe fing wieder an zu bebhen.

»Gefragt haben Sie ihn demnach noch nicht?« Martin blickte jetzt mit viel weniger Sympathie auf die Krokodilstränen, die über ihre Wangen rannen.

»Nein, nein!«, beteuerte sie und beugte sich zum Schreibtisch vor. »Ich wollte es irgendwann am Wochenende machen, hatte aber noch keine Zeit dazu.«

»Und die anderen in der Familie?«

»Ja? Was ist mit denen?«

»Ruben schien ja auch ihnen gegenüber eine Reihe von Kritikpunkten zu haben. Gibt es einen, der Ihrer Meinung nach etwas heftiger hätte reagieren können als ...?«

Miranda unterbrach ihn. Ihre Augen funkelten zornig.

»Glauben Sie wirklich, dass ich jemanden aus meiner eigenen Familie eines Mordes bezichtigen würde? Glauben Sie das? Hm?!«

»Ich wollte doch nur wissen, ob einer von ihnen vielleicht heftiger reagiert hätte als der Rest der Familie.«

»Und das soll nicht dasselbe sein, wie mich zu fragen, wen von ihnen ich als Großvaters Mörder verdächtige?«, erwiderte Miranda kühl.

Martin musste ihr innerlich recht geben. Auf einmal überkam ihn eine unheimliche Müdigkeit. Er hatte mehrere Wochen lang gegrübelt, ob er mit Lisette hierherkommen sollte, und ja, man konnte ohne weiteres sagen, dass alles hundert Mal schlimmer geworden war, als er hatte ahnen können. Er blickte auf die Uhr. Es war kurz nach elf, und er sagte: »Ich glaube, wir belassen es dabei. Es ist sehr spät. Wir machen morgen weiter.«

Ein Ausdruck der Erleichterung glitt über Mirandas Gesicht. Dann nickte sie kurz und stand auf. Martin folgte ihr zu den anderen in die Bibliothek. Die Stimmung dort war so gedrückt, dass er den Eindruck hatte, gegen eine Wand zu laufen.

»Für heute Abend war es das erst einmal mit den Befragungen. Wir sind alle sehr müde, und ich denke, es hat mehr Sinn, morgen früh weiterzumachen, wenn wir ausgeruht sind.«

Keiner antwortete, aber alle wirkten erleichtert.

»Willst du einen Cognac?« Lisette tauchte neben Martin auf und stupste ihn fragend an. Sein erster Reflex war, nein zu sagen, er war ja jetzt praktisch im Dienst. Aber die Müdigkeit und die Last der Verantwortung forderten ihren Tribut, also nickte er und ließ sich in den nächsten Sessel sinken. Draußen wütete weiterhin das Schneegestöber. Am anderen Ende des Hauses peitschte ein Zweig gegen ein Fenster.

»Können wir wirklich nicht aufs Festland?« Vivis Stimme bebte, und ihre Hand zitterte, als sie sich wieder an den Hals fasste, wo ihre Kette gewesen war.

»Du hast doch gehört, was sie gesagt haben! Es geht nicht!«, rief Gustav ein wenig zu schrill, und er wiederholte etwas gedämpfter: »Es geht nicht, Vivi. Wir müssen sehen, wie es morgen ausschaut. Dann ist das Schlimmste vielleicht vorbei, und wir können irgendwie überfahren.«

»Darauf würde ich mich nicht verlassen«, sagte Harald. »Im Wetterbericht heißt es, dass

der Sturm bis Sonntag dauern wird. Wir werden also brav hier sitzen und warten müssen.«

»Aber ich kann doch nicht zwei Tage hierbleiben ... zusammen mit einer Leiche!«

Wieder Vivi, und alle Blicke waren nun auf sie gerichtet.

»Und was schlägst du stattdessen vor?! Dass wir über das Eis nach Fjällbacka fliegen?«, brüllte Harald. Gustav fuhr hoch und legte den Arm um seine Frau.

»So redest du nicht mit Vivi. Sie steht unter Schock, das siehst du doch ... Wir stehen alle unter Schock ...«

Harald schnaubte nur, und anstatt zu antworten, nahm er einen kräftigen Schluck Cognac. Eine dünne Stimme meldete sich aus dem Sessel am Fenster.

»Ihr streitet einfach weiter wie immer. Keiner redet darüber, dass Großvater tot ist. Er ist tot! Kapiert ihr das nicht? Aber das scheint niemanden zu kümmern. Hauptsache, ihr könnt euch weiterzanken. Über Kleinkram! Und über Geld! Großvater hat sich für euch alle geschämt, und ich kann ihn verstehen!«

Matte schniefte und wischte sich mit dem Hemdsärmel über die Augen.

»Hört euch den an!«, höhnte Bernard. Er lehnte in einer Ecke des Sofas und schwenkte sein Cognacglas in der Hand. »Großvaters Liebling. Stets bereit wie ein Schoßhund seinen unendlichen Geschichten zuzuhören. Sogar bei diesem Gedöns mit der Sherlock-Holmes-Gesellschaft hast du einen auf begeistert gemacht. Und sein Geld hast du auch nicht zurückgewiesen.«

»Bernard ...«, sagte Lisette flehend, aber ihr Cousin achtete nicht auf sie.

»Du hast ja die Wohnung in der Stadt bekommen, als du zu studieren angefangen hast. Was ist die wert? Drei Millionen? Vier?«

»Ich habe ihn um nichts gebeten!«, erwiderte Matte und funkelte Bernard wütend an. »Im Gegensatz zu euch bin ich ihm nicht nachgelaufen und hab ihn zu jeder Unzeit angebettelt. Die Wohnung gehörte weiterhin Großvater, und ich durfte darin wohnen, solange ich studierte, aber wir hatten abgemacht, dass ich mir nach dem Abschluss etwas Eigenes suche. Ich wollte es nicht anders. Und das wusste Großvater!«

Er wischte sich wieder mit dem Hemdsärmel über die Augen und drehte sich dann zum Fenster um, offenbar waren ihm seine Tränen peinlich.

»Matte, wir wissen, wie nah ihr euch standet, du und Großvater. Und es tut uns leid. Wir sind nur ein wenig ... unter Schock ... wie Onkel Gustav schon sagte.« Britten setzte sich auf die Lehne von Mattes Sessel und strich ihm vorsichtig über den Arm. Er ließ sie gewähren, starre aber weiterhin in die Winternacht.

»Na, wir sollten uns wohl besser hinlegen«, sagte Harald und stand auf. »Bevor noch Dinge gesagt werden, die wir morgen bereuen.«

Die anderen stimmten ihm murmelnd zu, und der allgemeine Aufbruch erfolgte. Nur Vivi blieb noch in der Bibliothek.

»Unser Zimmer ist im ersten Stock«, sagte Lisette und zog Martin leicht am Arm. »Nimm deine Tasche mit rauf, meine ist schon oben.«

Er folgte ihr mit der Tasche über die lange Treppe hinauf. Aber obwohl die Betten wunderbar bequem waren, lag er lange wach und lauschte Lisettes tiefen Atemzügen neben sich. Draußen wütete der Sturm schlimmer denn je. Martin fragte sich, was der morgige Tag bringen würde.

Es war eine Gewohnheit, die sie schon als junges Mädchen gehabt hatte. Nach der Perlenkette ihrer Mutter zu greifen, wenn sie nervös wurde. Und das kam ziemlich oft vor im Laufe der Jahre. »Viveca hat schwache Nerven«, hatte sie ihre Mutter oftmals in ihrer Kindheit sagen hören, und zum Schluss wurde daraus eine Art selbsterfüllende Prophezeiung. Anfangs dachte sie, dass ihre Eltern das nur sagten, um die üblichen Gefühlsausbrüche eines Kindes und

später einer Jugendlichen zu verteidigen. Aber mit der Zeit hatte sich diese Bemerkung wie eine schmutzige Haut um sie gelegt. Ihr Umfeld behandelte sie wie eine Nervenranke, und dieser Vorstellung hatte sie sich irgendwie angepasst. Inzwischen fürchtete sie sich vor allem. Vor normalen Dingen wie Spinnen und Schlangen und dem Treibhauseffekt und der atomaren Aufrüstung im Nahen Osten. Aber auch vor subtilen Dingen im Alltag wie den Blicken von Menschen, denen sie begegnete, vor verborgenen Andeutungen, wenn man etwas zu ihr sagte, unsichtbaren Beleidigungen und unerwarteten Angriffen. Letztlich war die Welt zu einem bedrohlichen Ort geworden, und sie hatte die Hand so gut wie ständig an der Kette.

Und jetzt war die Kette weg. Hunderte kleiner Perlen waren über den Boden des Speisesaals verstreut. Kerstin hatte sie getröstet und ihr gesagt, dass sie jede einzelne davon einsammeln und dann zu einer neuen Halskette auffädeln lassen könnte. Und das stimmte sicherlich. Aber das war irgendwie nicht dasselbe. Etwas Neues konnte nicht etwas Altes werden. Was einmal zerstört war, konnte nicht wieder ganz werden.

Kurz glaubte sie, Rubens anklagenden Blick vor ihrem inneren Auge zu sehen. Mit dem er sie immer bedacht hatte, wie sie fand. Voller Verachtung für ihre Schwäche. Ach, wie sehr wünschte sie sich, auch nur ein Hundertstel der Entschlossenheit zu besitzen, die er so natürlich ausgestrahlt hatte. Ganz zu schweigen davon, wie sehr sie wünschte, dass Gustav wenigstens einen kleinen Teil davon geerbt hätte. Aber zusammen waren sie, sofern überhaupt möglich, nicht noch schwächer als jeder einzeln für sich. Ruben war eine vereinende Bedrohung gewesen, die sie wie ein Klebstoff über die Jahre zusammengehalten hatte. Das wusste Vivi. Sie starnte blind und tränenlos in das erlöschende Feuer, während sie spürte, dass die Katastrophe heranraste wie ein Expresszug.

Am Tag darauf dauerte der Sturm mit unverminderter Gewalt an. Börje und Kerstin hatten tapfer versucht, den Schnee direkt vor der Haustür wegzuschäufeln, aber es war derart viel gefallen, dass er fast bis zu den Fensterbrettern reichte. Wenn es noch einen Tag lang so weiterginge, wären sie bald vollkommen eingeschneit.

Beim Frühstück herrschte eine sehr gedrückte Stimmung. Es war ein seltsames Gefühl, wieder am selben Esstisch wie am Vorabend Platz zu nehmen. Aber niemand hatte Einwände erhoben, als die Gastgeber fragten, ob dies dennoch möglich sei. Auch diesmal gab es Essen im Überfluss. Gekochte Eier, drei Sorten Käse, Schinken, Salami, Speck und Brot frisch aus dem Ofen. Trotzdem stocherten die meisten Mitglieder der Familie Liljecrona lustlos auf ihren Tellern herum. Nur Harald und Bernard ließen es sich schmecken. Offenbar konnte ein Mord ihnen den Appetit nicht verderben.

»Habt ihr gut geschlafen?« Britten versuchte, ein Gespräch in Gang zu bringen, bekam aber nur vereinzelter Gebrumme zur Antwort.

»Sehr bequeme Betten«, sagte sie zu Kerstin, die herumging und Kaffee einschenkte.

Kerstin nickte lächelnd. »Sie haben doch nicht gefroren, hoffe ich. Sagen Sie nur Bescheid, dann geben wir Ihnen zusätzliche Decken.«

»Oh nein, es war wunderbar. Genau richtig.« Britten sah sich um, ob jemand etwas hinzufügen wollte, aber die anderen starrten nur auf ihre Teller.

Martin hielt die gedrückte Stimmung nicht mehr aus und sagte barsch:

»Ich möchte die Befragungen gern gleich nach dem Frühstück fortsetzen. Gustav, könnten Sie in ...«, Martin blickte auf seine Armbanduhr, »in zehn Minuten ins Büro kommen?«

»Ja, natürlich«, antwortete Gustav und wechselte einen schwer zu deutenden Blick mit Vivi. »In zehn Minuten komme ich zu Ihnen. Bin also der Nächste, der zur Rasur dran ist, hm?« Er gab ein kurzes, schrilles Lachen von sich. Keiner stimmte ein.

»Danke, das Essen war sehr gut«, sagte Martin und erhob sich. Er hatte eigentlich nichts Besonderes vorzubereiten, für das er zehn Minuten gebraucht hätte, aber er wollte sich kurz

zurückziehen und in Ruhe nachdenken.

Genau auf die Sekunde zehn Minuten später trat Gustav Liljecrona ins Büro. Wieder fiel Martin auf, wie verschieden die beiden Brüder waren. Während Harald groß, breitschultrig und mit einer dichten Haarmähne und einem lauten Organ gesegnet war, hatte der kleine und hagere Gustav sehr schmale Schultern und ein paar letzte Haarsträhnen auf dem Schädel.

»Tja, da wäre ich«, sagte er und nahm Platz. Martin antwortete nicht, sondern begann gleich mit der ersten Frage.

»Wie war das Verhältnis zwischen Ihnen und Ihrem Vater?«

Gustav zuckte zusammen und schien nicht recht zu wissen, wohin er blicken sollte. Schließlich entschied er sich, auf die Schreibtischplatte zu starren, und sagte langsam:

»Hm, ja, nein, was soll ich sagen? Es war wohl wie die meisten Vater-Sohn-Beziehungen. Mit anderen Worten, ein wenig kompliziert manchmal.« Er lachte nervös.

»Ein wenig kompliziert?« Martin blätterte zu dem Verhör mit Harald zurück und fuhr dann fort: »Soweit ich verstanden habe, hatten Sie ein sehr kompliziertes Verhältnis zu Ruben. Sowohl Sie als auch Ihr Bruder. Aber auch die Beziehung zu Ihrem Bruder scheint problematisch zu sein.«

Wieder konnte Gustav ein nervöses Lachen nicht unterdrücken. Er sah Martin weiterhin nicht in die Augen, sondern stierte auf die Tischplatte.

»Ja, man hat es nicht immer so leicht mit der Familie. Und mein Vater hatte sehr hohe Erwartungen – gelinde gesagt.«

»Die Idee, als man Sie und Ihren Bruder auf leitende Posten im Familienunternehmen setzte, war sicher, dass Sie sich einander annähern?«

Ein Schnauben.

»So richtig geglückt ist dieses Unterfangen nicht, nach dem, was ich verstanden habe ...«, bohrte Martin nach.

»Nein, das kann man nicht behaupten.« Gustav schien nicht sehr erpicht darauf, das Thema zu besprechen, aber das hinderte Martin nicht daran, fortzufahren:

»Gestern Abend erwähnte Ihr Vater Probleme im Unternehmen. Um was handelte es sich?«

Nun rutschte Gustav Liljecrona auf dem Stuhl hin und her, als säße er auf glühenden Kohlen. »Keine Ahnung«, sagte er nach einer Weile. Dieselbe Antwort hatte sein Bruder auch schon gegeben. Martin glaubte keinem von beiden.

»Irgendwas muss er doch im Sinn gehabt haben, oder? Außerdem hat er kurz vor seinem Tod angekündigt, dass er Sie enterben würde. Das ist eine sehr drastische Maßnahme.«

»Das war sicher nur Gerede«, winkte Gustav ab und zupfte nervös am Saum seines Jacketts. »Damit hat er öfter gedroht. Seine Art zu zeigen, wer das Heft in der Hand hatte. Es gab ihm das Gefühl, dass er noch über Macht verfügte. Letztlich meinte er es nicht ernst. Überhaupt nicht.«

»Den Eindruck hatte ich allerdings nicht«, entgegnete Martin.

»Nein, aber Sie kennen ja auch die Familie nicht«, erwiderte Gustav herablassend und nestelte weiter an seinem Jackett herum. Er wirkte unruhig.

Martin ließ sich nicht provozieren. »Da haben Sie recht«, antwortete er stoisch. »Ich gehe jedoch davon aus, viel mehr zu wissen, wenn ich mit allen gesprochen habe.«

Er befragte Gustav noch eine weitere halbe Stunde, bekam aber nichts Brauchbares aus ihm heraus. Er könne sich keinen in der Familie vorstellen, der Ruben hätte umbringen wollen. Nein, er hatte in den letzten Stunden nichts Verdächtiges beobachtet. Nein, er konnte sich nicht erklären, was sein Vater mit seiner Bemerkung über das Unternehmen hatte sagen wollen.

Irgendwann wurden sie von einem vorsichtigen Klopfen an der Tür unterbrochen. Es war

Kerstin.

»Entschuldigen Sie die Störung. Ich wollte nur sagen, dass wir in der Bibliothek Kaffee angerichtet haben. Wenn Sie fertig sind, können Sie ...«

Martin seufzte. »Ich denke, wir können hier abbrechen. Wir werden das Gespräch allerdings bei späterer Gelegenheit fortsetzen.« Er hatte das nicht als Drohung gemeint, eher als eine Feststellung. Nichtsdestotrotz zuckte Gustav zusammen. Dann erhob er sich erleichtert und eilte aus dem Büro.

Martin, der Frust in sich aufsteigen spürte, fragte sich langsam, ob er der Aufgabe wirklich gewachsen war. Wieder wünschte er, Patrik Hedström könnte ihm mit Rat und Tat beistehen. Aber es war nicht zu ändern. Er musste in den sauren Apfel beißen und konnte nur sein Bestes geben. Sobald sie wieder in die Zivilisation kämen, würde er die Unterstützung kriegen, die er brauchte. Wenn er bis dahin die Stellung hielt, würde schon alles ins Lot kommen.

Als er durch den Flur in Richtung Bibliothek ging, hörte Martin aufgebrachte Stimmen. Beim Eintreten sah er Gustav und Harald, die einander gegenüberstanden, beide hochrot im Gesicht. Sie schrien sich an, dass Spucke durch die Luft flog.

»Du bist immer so verdammt selbstzufrieden! Bilde dir ein, der Beste in allem zu sein!« Gustav drohte seinem älteren Bruder mit der Faust.

»Wenn ich so selbstgerecht bin, dann nur, weil ich in allem besser bin als du! Hast du schon einmal irgend etwas geschafft? Sag! Hast du das?«

Haralds Gesichtsfarbe ließ Martin befürchten, dass der vor aller Augen einen Herzinfarkt bekäme. Offenbar plagte Britten die gleiche Sorge, denn sie stand dicht hinter ihrem Mann und flehte ihn an aufzuhören.

»Als ob du selber so verflucht makellos wärst! Ich habe gehört, warum die amerikanischen Lieferanten im Frühjahr ausgestiegen sind. Du hattest dich unfähig und unzuverlässig verhalten und sogar ihren Generaldirektor beleidigt. Wegen dir haben wir einen lukrativen Vertrag verloren!«

Harald stürzte sich auf Gustav. Der sprang rasch zur Seite. Britten zerrte noch fester am Arm ihres Mannes, um ihn zurückzuhalten.

»Bitte, Harald, hör auf. Das ist doch völlig unnötig! Ihr seid doch Brüder. Und denk an deinen Blutdruck ...« Aber ihr Mann ignorierte ihre Appelle.

»Ja, ich habe jedenfalls keine Gelder unterschlagen ...«, fauchte Harald. Er drehte sich zu Martin um. »Das wussten Sie nicht. Dass mein lieber Bruder über ein Jahr lang Geld vom Firmenkonto abgezweigt hat. Mehr als fünf Millionen fehlen. Die Buchhaltung ist ihm vor kurzem auf die Schliche gekommen, und das meinte unser Vater sicherlich beim Abendessen. Wenn Sie ein Motiv brauchen, hier haben Sie es. Fünf Millionen, um es genauer zu sagen.« Harald zeigte triumphierend auf seinen Bruder. Gustav wurde so bleich, dass er fast durchsichtig aussah.

»Ha! Jetzt hat es dir die Sprache verschlagen!« Harald schüttelte Brittens Hand ab und verschränkte die Arme. Er sah aus wie eine Katze, die einen richtig fetten Kanarienvogel gefressen hatte.

»Das ... Das war nur geliehen ...«, stammelte Gustav. »Ich hatte vor, das Geld zurückzuzahlen. Mein Ehrenwort. Jeden Öre. Ich habe es nur geliehen, um ... Ich habe nur ...« Er stotterte und drehte sich zu Vivi um, die wie Britten bei dem Wortwechsel hinter ihrem Mann gestanden hatte. Sie war ebenso blass im Gesicht wie er und starnte ihn mit aufgerissenen Augen an.

»Gustav?« Wieder die Hand, die zum Hals griff. »Was ... was meint Harald? Fünf Millionen? Gustav ...?«

Gustav streckte mit verzweifelter Miene eine Hand nach seiner Frau aus, die hastig einen

Schritt zurücktrat, um seiner Berührung auszuweichen.

»Liebes ... ich ...« Er blickte zum Fenster hinaus, als suchte er nach einem Fluchtweg, aber der Sturm heulte noch immer mit derselben Kraft wie vorher und schnitt alle Rückzugsmöglichkeiten ab. Gustav sank in einen Sessel und vergrub das Gesicht in den Händen.

Es war totenstill, als alle anderen ihn ansahen.

Vivi ungläubig, Harald triumphierend, Bernard mit offenkundigem Vergnügen und Britten auch mit etwas Mitleid.

»Was hast du mit dem Geld gemacht?« Vivi brach als Erste das Schweigen. Ihre Stimme bebte merklich. Sie bekam keine Antwort von Gustav und wiederholte ihre Frage: »Gustav. Was hast du mit dem Geld gemacht?«

Erst ein tiefer Seufzer aus dem Sessel, dann folgte die Antwort in kleinen Stößen.

»Ich habe ... es verspielt.«

Vivi schnappte hörbar nach Luft. Bernard lachte auf, und Martin sah, wie Miranda ihm einen spitzen Ellbogen in die Seite rammte und zischte: »Reiß dich zusammen!«

»Du hast ... das Geld verspielt ...« Vivi schüttelte langsam den Kopf und schien kaum glauben zu können, was sie hörte. »Bei was denn?«

Das Gesicht noch immer in den Händen vergraben, murmelte Gustav: »Pferderennen, Netzpoker und so fort. Alles, was mir diesen Kick geben konnte. Und anfangs habe ich gewonnen. Aber dann fing ich an zu verlieren. Ich dachte, dass ich alles zurückgewinnen würde, wenn ich nur ein wenig weitermachte. Dann hätte ich der Firma das Geld zurückerstatten können.«

»Du verdammter Loser«, sagte Harald mit tiefer Verachtung.

Gustav riss den Kopf hoch und starrte seinen Bruder hasserfüllt an.

»Sei nicht so verdammt selbstgerecht! Du bist total unfähig als Generaldirektor, und Vater stand kurz davor, dich rauszuwerfen! Das weißt du! Und was hättest du dann getan, hm? Kein Chefposten, kein Geld von Vater, nichts. Du hast dein ganzes Leben lang von Vater profitiert und wärst niemals allein zurechtgekommen. Auch du hattest ein gutes Motiv!« Das Letzte sagte Gustav an Martin gewandt. Dann stand er auf und stürmte aus der Bibliothek.

Eine Weile herrschte Totenstille. Dann sagte Bernard munter:

»Das Unterhaltungsprogramm scheint zu Ende zu sein. Wie wäre es jetzt mit ein bisschen Kaffee?«

Er war immer wieder erstaunt, wie selbstzerstörerisch sie waren. Und dass sein Alter so viel Initiative besaß, um fünf Millionen zu unterschlagen – und sie zu verzocken! Das hätte Bernard nie gedacht. Er lachte in sich hinein und nahm eine Zimtschnecke. Eigentlich sollte ihm der Kerl leidtun, aber dieses Mitleidgetue hatte ihm noch nie gelegen. Er wunderte sich noch immer ab und an, wie ein so entschlusskräftiger und starker Mensch wie er von so jämmerlichen Erzeugern stammen konnte. Das sagte einiges über die Theorie von Vererbung und Milieu aus. Er setzte sich zu seiner Schwester an den Tisch. Sie rührte apathisch in ihrer Kaffeetasse.

»Willst du irgendwas?«, fragte er und deutete auf die Schüssel hinter sich, die bis zum Rand voll mit Gebäck war.

»Nein, ich bin auf Diät«, sagte sie zerstreut auf eine Weise, die zeigte, dass es eine Standardphrase war, die eher den Alltag beschrieb als einen vorübergehenden Zustand.

»Selber schuld.« Bernard biss herhaft in die Zimtschnecke.

»Ich verstehe nicht, wie du so viel süßes Zeug essen kannst, ohne dick zu werden«, sagte Miranda und blickte ihn angewidert an.

»Gute Gene«, sagte er und klopfte sich grinsend auf seinen flachen Bauch.

»Ja, da hast du definitiv das große Los gezogen«, erwiderte Miranda finster. »Du hast die guten Gene unserer Eltern abbekommen und ich ... ja, das weiß Gott.« Sie lachte.

»Das ist jedenfalls so ziemlich das einzig Gute, was ich von ihnen geerbt habe«, sagte er mit einem schiefen Grinsen.

»Tja«, seufzte Miranda. Nicht zum ersten Mal diskutierten sie dieses Thema und kamen zu dem Schluss, dass sie nicht viel mit ihren Eltern gemeinsam hatten.

»Was hältst du von dieser ganzen Geschichte?« Bernard biss wieder in seine Zimtschnecke.

»Dieser Geschichte? Ja, was halte ich von dieser Geschichte?« Miranda seufzte erneut.

»Denkst du dasselbe wie ich?«, flüsterte Bernard.

»Dass er das Testament vielleicht schon geändert hat?«, flüsterte Miranda zurück. »Ja, herzlichen Dank, der Gedanke ist mir schon gekommen ... Er hat es ja gesagt.«

»Kein Grund zur Panik. Das Testament kann man jederzeit anfechten. Wir können sicher Zeugen finden, die aussagen, dass der Alte am Ende völlig gaga war.«

»Mmm«, machte Miranda, sah aber skeptisch aus. Sie hatte unablässig in ihrem Kaffee gerührt, doch jetzt hielt sie inne. »Wer, glaubst du, hat ihn umgebracht?«, flüsterte sie und sah sich im Zimmer um.

»Ich habe keine Ahnung«, erklärte Bernard. »Absolut keine Ahnung«, wiederholte er und stopfte sich das letzte Stückchen Zimtschnecke in den Mund.

Mit dem vielen Kuchen und Gebäck im Bauch war Martin richtig müde geworden. Eigentlich hätte er Rubens Zimmer durchsuchen und nachsehen sollen, ob es dort etwas gab, was die Ermittlungen weiterbringen könnte, aber er entschloss sich, zuerst ein kleines Nickerchen zu machen. Er brauchte eine Pause, um alles zu überdenken. Zu seinem Ärger entschied sich Lisette, ihn zu begleiten, und anstatt eine Weile in Ruhe daliegen zu können, musste er sich ihr Geplapper anhören.

»Ich finde es furchtbar, dass Onkel Gustav so viel Geld aus Großvaters Firma unterschlagen hat und außerdem die Unverfrorenheit besitzt, diese schrecklichen Dinge über meinen Vater zu sagen ... Allein schon der Gedanke ... dass mein Vater ... Nein, der Arme. Na ja, ich konnte Onkel Gustav und Tante Vivi ja noch nie richtig leiden, das muss ich zugeben ...«

Innerlich seufzte Martin tief. Was er zu Beginn an Lisette und ihrem sprudelnden Mundwerk charmant gefunden hatte, verlor nun mit Blitzgeschwindigkeit seine Anziehungskraft. Ihm wurde mehr und mehr klar, dass Lisette eine Sommeraffäre war, die genau das hätte bleiben sollen. Dass er sich auch immer die falschen Frauen aussuchte! Manchmal fragte er sich, ob er jemals eine finden würde, mit der er sein Leben verbringen konnte. Derzeit sah es nicht gerade heiter aus. Andererseits war er ja noch nicht steinalt, ihm blieb genug Zeit. Aber zuerst musste er irgendeinen Weg aus dieser Sackgasse finden.

»Ich versteh'e nicht, wie Gustav der Vater von Bernard sein kann, der so stilvoll ist«, fuhr Lisette fort. »Vivi sah ganz gut aus, als sie jünger war, das habe ich auf Fotos gesehen, vielleicht kommt es daher. Und Miranda ist sehr schön, findest du nicht, Martin?«

Lisettes Ton verriet Martin, dass ein falsches Wort jetzt eine Bombe zünden konnte und er lieber der Frage ausweichen sollte. Daher gab er einen leisen Schnarchlaut von sich und hoffte, dass Lisette darauf hereinfallen würde. Gott sei Dank. Es schien zu klappen, denn sie wiederholte die Frage nicht. Kurz darauf schließ' er tatsächlich.

Martin setzte sich mit einem Ruck auf und sah, dass er über eine Stunde lang geschlafen hatte. Er fluchte und schlug die Decke zurück. Der Platz neben ihm war kalt und leer, Lisette musste also schon vor einer Weile aufgestanden sein. Er fuhr sich zornig mit der Hand durch die zerzausten Haare und trat in den Flur hinaus. Aus dem Augenwinkel nahm er zwei Schatten wahr, die rasch um die Ecke verschwanden. Er eilte ihnen nach, aber als er zur Treppe gelangte, war niemand zu sehen. Er fragte sich, wer so darauf bedacht war, ihm auszuweichen, und warum.

Noch immer leicht verschlafen ging er die Treppe hinab und in die Bibliothek. Der Sturm

hatte eher noch zugenommen als nachgelassen, und die Aussicht, unter diesen Umständen noch länger eingesperrt zu bleiben, zeichnete sich grau und düster auf allen Gesichtern ab. Martin blickte sich misstrauisch im Raum um. Wer aus der Runde war im ersten Stock vor ihm geflohen? Doch niemand wirkte unruhig oder auch nur im Geringsten außer Atem.

»Soooo, geruhen wir aufzustehen?«, polterte Harald. »Es ist schön zu sehen, wozu meine Steuergelder verwendet werden. Die Polizei schläft, während ein Mörder frei herumläuft.«

Er lachte dröhnend. Britten verpasste ihm einen harten Stoß mit dem Ellbogen. Sie fand seinen Scherz offenbar geschmacklos.

»Ich möchte die Verhöre jetzt fortsetzen.« Martin hörte, wie mürrisch er klang, und fügte daher in sanfterem Ton hinzu: »Bernard, wären Sie so freundlich ...«

Bernard ließ sich nicht zu einer Antwort herab. Er hob nur lässig eine Augenbraue, stellte sein Glas ab und folgte Martin.

»Waren Sie soeben im ersten Stock?«, fragte Martin und musterte den Mann eingehend, der auf der anderen Seite des Schreibtisches Platz genommen hatte.

»Im ersten Stock? Nein, ich war unten in der Bibliothek. Haben Sie das nicht gesehen?«, erwiderte Bernard und schlug die Beine auf seine charakteristische, irritierende Weise übereinander. Martin war nicht sicher, ob er ihm glauben sollte, daher fragte er: »Haben Sie vorhin jemanden aus dem ersten Stock herunterkommen sehen?«

»Hmmm, nein. Alle waren in der Bibliothek. Ich dachte, wir reden hier über gestern Abend. Darüber, wer meinen lieben Großvater umgebracht hat, der jetzt in der Kühlkammer liegt ... Nicht darüber, wer gerade irgendwo im Haus herumgerannt ist.«

»Dann lassen Sie uns über den gestrigen Abend sprechen. Ihr Großvater hat beim Essen recht harte Dinge zu Ihnen gesagt. Was meinte er mit seinen ›Quellen‹, und was hatten diese über das Unternehmen berichtet, bei dem Sie offenbar Teilhaber sind?«

Bernard entfernte einige unsichtbare Fussel von seiner gut gebügelten Hose. Dann sah er Martin gerade in die Augen. Dabei umspielte ein Lächeln seine Mundwinkel. In seinem Auftreten und Verhalten spiegelte sich tiefe Verachtung für die Menschen, denen er begegnete. Offenbar, glaubte Martin, fühlte sich Bernard allen anderen überlegen.

»Tja, Sie haben ja schon gestern beim Essen gehört, dass mir schleierhaft ist, was mein Großvater gemeint haben könnte. Meinem Unternehmen geht es bestens, wir stehen kurz vor dem Börsengang, und was die Quellen meines Großvaters anbelangt ... Lassen Sie es mich so sagen: Der Alte war nicht mehr voll im Geschehen. All seine sogenannten ›Quellen‹ sind ehemalige führende Mitarbeiter, die keinen Einfluss mehr haben und deshalb bösartige Gerüchte verbreiten.«

»Ich hatte nicht den Eindruck, dass Ihr Großvater keinen Einfluss mehr hatte. Eher im Gegenteil.«

Bernard schnaubte. Er zupfte noch ein paar unsichtbare Fusseln weg, bevor er antwortete:

»Ruben setzte meinen Vater und Harald auf zwei der wichtigsten Posten in seinem Unternehmen. Halten Sie das für eine gesunde, intelligente und sinnvolle Entscheidung?«

Martin verstand, was er meinte. Vielleicht hatte der alte Mann wirklich nicht mehr gewusst, was er tat.

»In der Familie Liljecrona scheint es üblich gewesen zu sein, den Großvater um verschiedene ... Finanzspritzen ... zu bitten. Haben auch Sie die Familienkasse auf diese Weise genutzt?«

»Und wenn schon? Früher oder später hätten wir das Geld ja eh geerbt. Da war es doch besser, der Alte konnte uns noch zu seinen Lebzeiten helfen, damit er uns danke sagen hört. Und sah, wie wir erfolgreich waren ...«

»Wie viel?«, fragte Martin kühl.

»Wie viel was?« Bernard tat, als verstünde er die Frage nicht.

»Wie viel hat Ruben in Ihr Unternehmen gepumpt?«

Einen Moment lang schien Bernard die Fassung zu verlieren. Er schwieg und überlegte.

Dann sagte er:

»Zwanzig Millionen Kronen.«

»Zwanzig Millionen?«, wiederholte Martin skeptisch. Eine schwindelerregend hohe Summe.

»Er sollte es ja wieder zurückkriegen, mit Zins und Zinseszins. Sobald der Börsengang durch war.«

»Was war dann gestern Abend das Problem? Es klang, als hätte Ihr Großvater gewisse Bedenken, was seine Investition anging.«

»Wie gesagt, ich weiß nicht, was er gemeint hat! In ein paar Wochen erfolgt die Börsennotierung, und dann hätte er seine investierten zwanzig Millionen plus eine hübsche Stange Geld erhalten!« Die wohlbeherrschte Fassade schien nun ein wenig zu bröckeln, und Bernard fuhr sich mit der Hand über sein nach hinten gegegenes Haar.

»Wenn ich also der Steuerfahndung sage, sich Ihr Unternehmen mal näher anzusehen, sobald ich wieder in Kontakt mit der Zivilisation komme, werden die Fahnder nichts Merkwürdiges finden?«

Die Hand strich erneut über das Haar, und Martin verspürte tiefe Genugtuung, als er sah, dass Bernards Blick leicht flackerte.

»Wie oft muss ich es noch wiederholen? Ich habe keine Ahnung, auf was mein Großvater angespielt hat,«, sagte er mit zusammengebissenen Zähnen.

»Sie behaupten also, dass Sie kein Motiv hatten, ihn zu ermorden. Was denken Sie über die anderen? Gibt es jemanden in der Familie, der zu solch einer Tat fähig wäre?«

Jetzt hatte Bernard wieder zu seiner üblichen Selbstsicherheit zurückgefunden. Und er antwortete im Prinzip dasselbe wie seine Schwester. »Glauben Sie wirklich, dass ich Ihnen das sagen würde?«

Martin sah ein, dass er im Augenblick mit Bernard nicht weiterkommen würde.

»Okay, das reicht mir. Vorerst. Können Sie Mattias sagen, dass er zu mir kommen soll?«

»Keiner sagt Mattias. Nur Matte. Aber ich werde meinem lieben Cousin Bescheid sagen.« Bernard schlenderte aus dem Zimmer. Martin blickte ihm irritiert nach. Dieser Mann hatte eine Art, die ihn auf die Palme brachte.

»Du wolltest, dass ich komme.«

Matte stand zögernd in der Türöffnung. Martin sah, dass seine Augen rotgerändert waren, und ihm war klar, dass seit dem gestrigen Abend wohl noch mehr Tränen geflossen waren.

»Komm rein,«, sagte er freundlich und deutete auf den Stuhl vor dem Schreibtisch.

Matte setzte sich dankbar. »Ein beschissenes erstes Treffen mit der Familie,«, sagte er und lächelte schwach.

»Ja, das hier ist nur schwer zu überbieten,«, lachte Martin.

Dann wurde er ernst. »Wie geht es dir?«

Matte schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht fassen, dass Großvater tot ist ... Und dass alle so gar nicht ... betroffen wirken ...«

»Ich verstehe, was du meinst,«, sagte Martin. »Du bist bisher der Einzige hier, der über Ruben Liljecronas Tod geweint hat. Ich nehme an, dass ihr euch sehr nahestandet, du und dein Großvater?«

»Wir hatten ein Ritual, Großvater und ich. Einmal pro Woche, jeden Freitagnachmittag, bin ich zum Teetrinken in seine Wohnung gefahren. Dabei redeten wir über Gott und die Welt. Großvater war einer der klügsten, kultiviertesten und weitsichtigsten Menschen, die ich kenne. Es

war ein Privileg, ihn gekannt zu haben.«

»Diese Einschätzung scheint der Rest der Familie nicht unbedingt zu teilen.«

Matte schnaubte. »Die anderen hatten nur Dollarzeichen in den Augen, wenn sie an Großvater dachten. Sogar mein Vater. Sie interessierten sich nur dafür, wie sie noch mehr Geld aus ihm herausquetschen konnten. Keiner scherte sich darum zu erfahren, wer er eigentlich war.«

»Die Sache mit der Wohnung, die Bernard angesprochen hat, ist also ...«

Matte seufzte müde. »Das war eine Vereinbarung zwischen Großvater und mir. Während meines Studiums durfte ich in einer seiner Wohnungen wohnen. Er hatte sie mir nicht überschrieben.«

Martin schwieg kurz, dann sagte er leise:

»Hast du irgendwie eine Ahnung, wer es getan haben könnte?«

Es dauerte einen Augenblick, bis Matte überhaupt reagierte, dann schüttelte er den Kopf.

»Nein ... ich habe keine Ahnung.«

Es schien, als wolle er noch etwas hinzufügen, daher fragte Martin erneut:

»Bist du wirklich sicher? Du hast keinen Verdacht, wer deinen Großvater umgebracht haben könnte?«

»Nein, überhaupt keinen«, sagte Matte, jetzt mit mehr Entschiedenheit. »Sie haben ihn zwar ausgenutzt, aber ihn deshalb gleich zu ermorden ... Nein, ich kann mir das bei keinem vorstellen.«

Nachdem Martin ihn eine Weile forschend gemustert hatte, sagte Martin:

»Das war soweit alles.«

»Keine weiteren Fragen?«, sagte Matte überrascht. »Aber es muss doch viel mehr geben, was ...«

»Doch, ich werde noch eine Reihe von Fragen an euch alle haben, bis wir dieser Sache auf den Grund gegangen sind. Aber einstweilen will ich mir in erster Linie ein grobes Bild von der Lage machen. Wir werden uns bestimmt noch einmal unterhalten.«

Matte stand auf, verließ aber nicht gleich das Zimmer. Er blieb in der Türöffnung stehen, und einen Moment lang sah es so aus, als sei er im Begriff, etwas zu sagen. Martin wartete ab. Aber dann drehte Matte sich um und ging hinaus.

Martin fragte sich, welche Fragen er noch hätte stellen sollen.

Mattes Beine zitterten, als er das Büro verließ. Unter den Blicken des rothaarigen Polizisten fühlte er sich nackt. Entlarvt als der Lügner, der er war. Er spürte die wohlbekannte Panik in der Magengegend. Die als winzig kleines Grollen begann, dann aber, wie er wusste, rasch zu einem Orkan anschwoll, wenn er sie nicht stoppte. Als er jünger war, hatte er keine andere Wahl gehabt, als der Panikwelle zu folgen, wenn sie kam, höher und höher, bis sie ihn letztlich erstickte. Inzwischen wusste er damit umzugehen. Er besaß das Werkzeug, wie sein Psychologe es ausdrücken würde. Daher ging er zur nächsten Wand, lehnte sich mit dem Rücken dagegen und ließ sich langsam in die Sitzhaltung sinken. Er neigte die Stirn zu den Knien und schloss die Augen. Nun galt es nur noch, den Punkt mitten in der Finsternis zu fixieren. Den Punkt, den er anwachsen lassen konnte und der ihn zwang, die Atmung unter Kontrolle zu halten. Ein und aus. Ein und aus. Ein ruhiger Atemzug. Und noch einer. Immer so weiter, bis die Atmung nicht mehr drohte, ihn in einen reißenden Strudel zu zerren.

Die Dunkelheit unter den Lidern beruhigte ihn. Und heute hatte er dort Gesellschaft. Irgendwo mitten in dem größer werdenden Punkt sah er seinen Großvater. Ruben winkte ihm zu. Zwinkerte mit einem Auge. Zeigte ihm, dass alles in Ordnung war. Alles war, wie es sein sollte.

Nach einer Weile konnte Matte sich wieder aufrichten. Für dieses Mal war der Anfall vorbei.

»Wann, denken Sie, können wir von hier fort?« Vivis Unterlippe bebte.

»Wie gesagt, nicht bevor der Sturm sich gelegt hat.« Martin hörte die Ungeduld in der eigenen Stimme. Wie schwer war das zu verstehen? Man konnte zurzeit nicht aufs Festland fahren. Dann bekam er sogleich ein schlechtes Gewissen. Die Frau vor ihm schien kurz vor dem Zusammenbruch zu stehen, und er brauchte die Sache nicht noch zu verschlimmern, indem er unhöflich war.

»Das Wetter wird sicher bald besser, Sie werden schon sehen«, sagte er freundlich und hielt ihr ein Taschentuch hin, das sie dankbar nahm. Er fuhr fort: »Mir ist klar, dass all dies sehr hart für Sie sein muss.«

»Ja«, schluchzte Vivi und tupfte sich mit dem Taschentuch die Augen ab. »Die ganze Sache wird langsam zu viel für mich. Ich habe schwache Nerven, verstehen Sie.«

Martin nickte teilnahmsvoll. »Ich verspreche Ihnen, behutsam vorzugehen. Aber es ist wichtig, dass wir herausfinden, was genau passiert ist.«

»Ja, natürlich, verstehe ich«, schnieftete Vivi und tupfte sich wieder die Augen ab. Das Taschentuch wurde schwarz vom Mascara.

»Was wussten Sie über ...«, Martin suchte nach dem richtigen Begriff, »... die Machenschaften Ihres Mannes?«

Vivi schluchzte noch heftiger und nutzte die letzten hellen Ecken des Taschentuchs. Ihre Hand wanderte nervös an ihren Hals.

»Nichts. Gar nichts ... Dass er zu so etwas fähig sein könnte ...« Ihre Stimme brach, und sie schien den Kampf gegen die Schminke aufzugeben. Zwei dunkle Rinnale bildeten sich auf ihren Wangen.

»Nein, ich hatte wirklich keine Ahnung.« Sie umklammerte das Taschentuch auf ihrem Schoß. Martin musterte sie forschend, aber er war geneigt, ihr zu glauben. Er ließ diesen Teil der Befragung auf sich beruhen und sprach ein anderes Thema an.

»Wie war Ihre Beziehung zu Ruben?«

Das Schluchzen verstummte, und sie schluckte, bevor sie antwortete:

»Wir ... Ja, nun, ich würde nicht sagen, dass wir überhaupt eine Beziehung hatten. Ruben hatte nie eine besonders hohe Meinung von mir und hat mich stets mehr oder minder ignoriert. Außerdem machte er mich immer so nervös.«

»Nervös?«, fragte Martin.

»Ja, er war ja ein Mann mit einer ungeheuren Ausstrahlung. In seiner Anwesenheit war Gustav immer so gestresst, bemüht, ihm alles recht zu machen, und das färbte auf mich ab ... nun, nervös ist also schon das richtige Wort.«

»Haben Sie eine Theorie, wer einen Grund gehabt haben könnte, Ihren Schwiegervater umzubringen?«

Vivis Hand näherte sich wieder der Halsgegend. »Nein, nein, ich kann mir überhaupt keinen vorstellen, der zu so etwas in der Lage wäre. Ganz undenkbar. Wirklich ganz undenkbar!«

»Aber vollkommen undenkbar kann es offenbar nicht sein, da ihn ja faktisch jemand umgebracht hat«, sagte Martin freundlich und legte den Kopf schief.

Vivi rutschte nur stumm hin und her. Offenbar wollte oder konnte sie nicht antworten.

Martin setzte zur nächsten Frage an, doch da brach im Haus Lärm aus. Beide hielten inne und drehten sich zur Tür um. Aus der Bibliothek waren laute Stimmen zu hören, scheinbar wurden auch Möbel verschoben. Martin sprang auf. Als er wenige Sekunden darauf in die Bibliothek trat, standen sich Matte und Bernard gegenüber. Matte hatte offenbar die Oberhand, er hatte Bernard gegen die Wand gedrängt. Mit beiden Händen hielt er Bernard am Kragen fest und schrie ihn an. Spucke landete auf Bernards Gesicht, aber er schien es nicht zu wagen, die Hände hochzunehmen, um sie sich abzuwischen.

»Halt die Fresse, du Arschloch! Hörst du das! Halt die Fresse!« Matte war blass vor Wut,

und bei jedem Wort presste er Bernard härter gegen die Wand. Sie standen direkt neben dem Weihnachtsbaum, der bedrohlich schwankte.

»Bernard wollte nicht ...« Gustav wusste sich keinen Rat und blickte hilflos von seinem Sohn zu seinem Neffen.

»Was ist passiert, Gustav?«, fragte Vivi, die Martin gefolgt war.

»Dein Sohn hat meinen Sohn beschuldigt, Ruben ermordet zu haben.«

Brittens Stimme klangt wie Eiswürfel, als sie sich an ihre Schwägerin wandte. Dann drehte sie sich zu Matte um und bat ihn mit deutlich sanfterer Stimme:

»Bitte, Matte, hör jetzt auf. Lass Bernard los. Kümmere dich nicht darum, was er sagt. Er ist ein Idiot, das weißt du doch.«

»Was sagst du da über meinen Sohn!« Gustav ballte die Faust und blickte Britten herausfordernd an.

»Du hast gehört, was ich gesagt habe, Gustav. Dein Sohn ist ein Riesenidiot, und das ist kein großes Geheimnis!«

»So etwas kommt ausgerechnet von dir mit diesem psychischen Wrack als Sohn! Wäre Ruben nicht gewesen, dann würde er wohl noch heute in dieser Einrichtung hocken! Wobei man ja jetzt sieht, dass das besser gewesen wäre!«

Gustav und Britten standen sich wie zwei Boxer im Ring gegenüber. Daneben hielt Matte noch immer Bernard in einem harten Griff und schien überhaupt nicht zu merken, was um ihn herum geschah. Die übrigen Mitglieder der Familie Liljecrona waren wie versteinert.

Martin war klar, dass er handeln musste. Mit aller Autorität, die in ihm steckte, rief er: »Wir sollten uns alle erst mal beruhigen!« Dann machte er einen Schritt auf Matte zu und zog ihn von Bernard weg. Das ging erstaunlich leicht. Sämtliche Anspannung schien aus Matte zu weichen, sobald Martin ihn am Arm packte, er sank auf den nächsten Sessel.

Bernard blieb stehen und rieb sich die Brust. Sein Hemd war völlig zerknittert, sicherlich würde er einen ordentlichen Bluterguss davontragen. Doch selbst ohne den Auslöser für den Streit mitgekriegt zu haben, hatte Martin das Gefühl, dass Bernard verdiente, was er abbekommen hatte.

»Immer mit der Ruhe«, sagte Martin.

»Den sollte man verflucht noch mal einsperren! So ein Irrer!«, fauchte Bernard und starre Matte an. Aber Lisettes Bruder nahm keine Notiz mehr von ihm. Er kauerte im Sessel, den Kopf in die Hände gestützt, und stierte ins Leere.

Britten ging die wenigen Meter zu ihm und sank neben dem Sessel in die Knie. Sie strich ihm sanft über den Rücken, während sie leise und besänftigend auf ihn einredete.

»Mannomann, der hatte schon immer einen Schlag!« Bernard rückte seine Krawatte zurecht.

»Jetzt beruhige dich mal«, sagte Gustav und gab seinem Sohn mit einer Kopfbewegung zu verstehen, dass er ein wenig beiseite treten sollte. Bernard gehorchte, starre aber Matte weiterhin wütend an.

»Ich weiß, dass die Lage sehr belastend für alle ist«, sagte Martin und blickte sich im Raum um, »aber wir müssen versuchen, das Beste daraus zu machen. Wir werden sicher bald aufs Festland fahren können, und bis dahin rate ich Ihnen dringend, Ruhe zu bewahren.« Er bedachte die beiden Streithähne mit einem langen Blick und wiederholte: »Alle verhalten sich ruhig. Okay?«

Bernard nickte widerwillig, aber Matte schien nicht mitzubekommen, was um ihn herum geschah. Er sprang plötzlich auf, stürmte aus der Bibliothek und rannte die Treppe hinauf in sein Zimmer. Britten wollte ihm nachlaufen, doch Harald hielt sie zurück.

»Lass ihn in Frieden.«

»Typisch!«, rief Lisette aus der anderen Ecke des Raumes. »Typisch Matte, solch eine Szene zu machen!«

»Lisette, solltest du nicht eher auf der Seite deines Bruders sein? Du hast ja gehört, was dein lieber Cousin zu ihm gesagt hat! Es ist doch klar, dass er darauf reagiert!« Britten funkelte ihre Tochter zornig an.

»Ja, aber Bernard hat schon recht. Er ist ein Fall für die Psychiatrie«, sagte Lisette klagend, und Martin fand sie mit jeder Minute weniger attraktiv.

»Lisette!« Brittens Stimme unterband alle weiteren Kommentare ihrer Tochter. Martin schaltete sich ebenfalls ein und wandte sich in scharfem Ton an seine Freundin:

»Wir sollten jetzt Ruhe bewahren, habe ich gesagt. Dieses Herumgezicke bringt gar nichts. Wir alle müssen versuchen, diese Tage zu überstehen, bis wir wieder Verbindung zum Festland herstellen können!«

Der Blick, den er von Lisette erntete, verriet ihm, dass in der nächsten Zeit nicht viele Kuschelstunden auf dem Programm stünden. Auch egal. Sobald sie hier wegkamen, wollte er sie nie mehr sehen.

Martin wandte den anderen den Rücken zu und ging in die Küche, um Kaffee zu holen. Er hatte die Nase voll von der Familie Liljecrona.

Lisette blickte Martin nach, als er den Raum verließ. Sie kochte innerlich. Dass er es wagte, sie auf diese Weise zurechtzuweisen. Und das galt auch für ihre Mutter! Aber sie und Vater hatten Matte schon immer mit Samthandschuhen angefasst. Alle Aufmerksamkeit war auf ihn gerichtet – auf Lisettes Kosten.

»Du kommst ja gut allein zurecht, wir müssen Matte nur ein bisschen helfen ...« Immer war Matte wichtiger gewesen als sie. Matte mit seinen Ängsten, seiner Unsicherheit. Dann – im ersten Jahr an der Uni – kam der Zusammenbruch, und sie hätte genauso gut unsichtbar sein können. Es hieß nur noch »armer Matte«, der den Druck nicht ausgehalten hatte und sich nun »ausruhen« musste. Sogar Ruben hatte sich damals Sorgen gemacht. Er hatte Matte immer wie seinen Augapfel gehütet. Es war so verflucht ungerecht.

Sie warf Bernard quer durch den Raum einen Blick zu. Er war der Einzige, der sie verstand. Sie hatten viele Abende zusammen verbracht und bei ein paar Gläsern Wein über die Sünden ihrer Väter gesprochen. Hin und wieder waren sie sogar miteinander im Bett gelandet. Aber darüber redeten sie nicht laut, sie waren trotz allem Cousin und Cousine. Schade eigentlich. Lisette war schon immer der Meinung gewesen, dass sie wie gemacht füreinander waren. Er war bis in die Haarspitzen ein Mann. Im Vergleich dazu war Martin unglaublich ... banal.

Und allein der Gedanke, dass sie damit zufrieden sein könnte, von einem Polizistengehalt zu leben, war lächerlich. Da bekam sie ja von ihrem Vater mehr Taschengeld.

Innerlich lächelnd dachte sie an ihr letztes Schäferstündchen mit Bernard. Sie hatten sich vorhin im ersten Stock getroffen. Aber um ein Haar hätte Martin sie erwischt.

»Ich wünschte wirklich, du wärst Matte gegenüber rücksichtsvoller, Lisette.«

Britten stand plötzlich neben ihr, und Lisette zuckte zusammen, schüttelte dann aber die Hand ab, die ihre Mutter ihr auf den Arm gelegt hatte.

»Matte, Matte, Matte. Ich kann das nicht mehr hören. Warum musst du ihn ständig verteidigen! Hast du nicht gesehen, wie er den armen Bernard angegriffen hat?«

»Armer Bernard«, schnaubte Britten. »Es wäre schön, wenn du bei deinem Cousin nicht so blauäugig wärst. Hast du nicht gehört, was er zu Matte gesagt hat? Ich finde es auch nicht gut, dass Matte auf ihn losgegangen ist, man löst Dinge nicht durch Gewalt, aber ich verstehe schon, dass er reagiert hat, es war äußerst unverschämt ...«

»Unverschämt? Unverschämter ist doch, Bernard fast zu erwürgen!« Lisettes Stimme wurde schrill, und alle Blicke richteten sich auf Britten und sie. Harald sah sich verlegen um und

ging dann schnell zu Frau und Tochter.

»Schhhh, Schluss jetzt mit der Streiterei. Seid doch mal ein bisschen leiser«, bat er, und Lisette genoss es, wie unangenehm ihm die Situation war. Ihr Vater war schon immer feige und konfliktscheu gewesen. Bei Diskussionen mit ihr und Matte hatte er sich immer fein herausgehalten und alles Britten überlassen. Auch jetzt wusste er nicht, wohin er blicken sollte. Lisette verachtete ihn zutiefst. Die ganze Familie. Ihr einziger Trost war es gewesen, eines Tages Rubens Geld zu erben. Dass sie ihnen irgendwann den Mittelfinger zeigen würde. Auf ihr verdammtes Studium scheißen und einfach nur – leben konnte!

Sie musterte Harald und Britten kühl. Dann machte sie auf dem Absatz kehrt und ging, nur einen Gedanken im Kopf:

Hoffentlich kamen sie bald von hier weg.

Börje und Kerstin waren voll damit beschäftigt, das Mittagessen zuzubereiten, als Martin in die Küche kam.

»Könnte ich ein wenig Kaffee bekommen?« Er nickte in Richtung der Kaffeemaschine auf der Anrichte.

»Bedienen Sie sich nur«, sagte Kerstin. Sie war dabei, einen Laib Brot aufzuschneiden.

Martin schenkte sich eine Tasse ein. Dann lehnte er sich gegen den Türpfosten und blickte zum Fenster hinaus. Keinerlei Anzeichen, dass der Sturm nachließ.

»Ganz schön heftig da draußen«, sagte Börje, während er Getränke aus dem Küchenschrank holte. Die Flaschen klirrten laut.

»Ja, kann man wohl sagen.« Martin nippte an seinem Kaffee, verbrannte sich aber fast die Lippen. Er musste ihn ein wenig abkühlen lassen.

»Also ...« Kerstin drehte sich zu Martin um und schien etwas auf dem Herzen zu haben. »Also – wir wollten Sie fragen, ob Sie vielleicht so nett wären, die Schnitzel aus der Kühlkammer zu holen? Damit sie bis heute Abend auftauen.«

Martin begriff nicht sofort, warum ausgerechnet er sie holen sollte. Dann ging ihm ein Licht auf. Ruben lag ja da drin. Martin stellte die Kaffeetasse ab.

»Natürlich. Kein Problem.«

Kerstin und Börje wirkten sehr erleichtert.

Ganz so unbefangen, wie er geklungen hatte, war Martin aber nicht. Er zögerte kurz, bevor er den Türgriff der Kühlkammer herunterdrückte. Die Eigentümer des Hauses dachten wohl, er sei als Polizist den Anblick von Leichen gewohnt. Das war vielleicht in der Großstadt der Fall, aber er selbst hatte erst zweimal in seinem Leben Tote gesehen – einen bei einem Autounfall nördlich von Tanum, und dann noch einen Touristen, der besoffen ins Wasser gefallen war.

Er trat in die Kühlkammer. Ruben lag noch da. Martin wunderte sich, dass ihm nicht unheimlicher zumute war. Irgendwie wirkte der Raum sehr friedlich.

Ruben lag rücklings auf dem Tisch, wie sie ihn am Abend zuvor hingelegt hatten. Schon seltsam, dass noch nicht einmal ein ganzer Tag seit dem dramatischen Abendessen verstrichen war. Weil alle auf engstem Raum versammelt waren, hatte Martin das Gefühl, dass sie schon seit Wochen, Monaten, seit einer Ewigkeit in diesem Haus eingeschlossen waren.

Er ging vorsichtig um den Toten auf dem Tisch herum zur Gefriertruhe. Plötzlich glaubte er, aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahrzunehmen, begriff aber im selben Moment, dass er sich das nur einbildete. Ruben lag reglos da.

Der Deckel der Gefriertruhe klemmte, Martin musste mit aller Kraft daran rütteln. Kalte Luft schlug ihm entgegen, und er fuhr zurück.

Die Schnitzel lagen ganz oben, deutlich mit der Handschrift einer Frau gekennzeichnet. Das große Paket war so kalt, dass seine Hände brannten, und Martin lief schnell an dem Tisch

vorbei, auf dem Ruben lag, und schloss die Tür hinter sich.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Kerstin. Ihrem Ton nach hörte es sich eher so an, als sei er auf Skiern zum Nordpol gelaufen, anstatt in die Kühlkammer, um Schnitzel zu holen.

»Ja klar«, antwortete Martin und war froh, das eisige Paket hinlegen zu können. Er massierte sich die Hände, um die Durchblutung anzuregen, und griff nach seiner Kaffeetasse, die nun angenehm wärmte.

»Haben Sie sich schon eine Meinung zu der Sache bilden können?« Börje deutete mit einem Kopfnicken in Richtung Kühlkammer.

Martin überkam ein Gefühl von Niedergeschlagenheit. Er konnte nichts als die Wahrheit sagen.

»Nein, das kann ich nicht behaupten. Keiner hat etwas bemerkt. Keiner weiß etwas. Keiner hat irgendein Motiv. Trotzdem wirken sie alle wie Hund und Katz.«

Börje lachte. »Ja, ich habe gehört, dass Sie zum ersten Mal dabei sind, um der Familie vorgestellt zu werden. Da sind Sie ja in einem schönen Schlamassel gelandet!«

Kerstin rammte ihrem Mann den Ellbogen in die Seite. »Aber Börje, so was sagt man doch nicht!«

Martin lachte. »Kein Problem. Sie haben recht. Das ist ein schöner Schlamassel.«

Sie lachten alle drei, und Martin spürte, wie der Druck in seiner Brust ein wenig nachließ.

Der Hass pulsierte noch immer in seinen Adern. Er hatte einfach von dort weggemusst. Sonst hätte der Hass die Oberhand gewonnen, ihn besiegt und ihn dazu gebracht, Dinge zu tun, die er später bereut hätte.

Matte saß mit dem Rücken zur Tür in seinem Zimmer und ballte rhythmisch die Hände. Nur solange die Tür zu und abgeschlossen war, fühlte er sich sicher. Nur solange er allein war, fühlte er sich sicher. Andere Menschen waren eine Gefahr, ein Risiko. Sie mochten voller guter Absichten sein, ja, sogar voller Liebe, aber im Grunde waren sie gefährlich und böse. Der einzige Mensch, dem er vertraut hatte, war Großvater gewesen. Bei ihm hatte er sich entspannen können und er selbst sein. Er hatte von den Gedanken erzählen können, die in seinem Kopf hin und her und rauf und runter rasten, ständig auf der Suche nach einer Stelle, an der sie sich festsetzen konnten. Großvater hatte ihn verstanden. Nie gezweifelt. Nie wie Vater geschimpft oder geweint wie Mutter oder ihn verächtlich angesehen wie Lisette. Er hatte ihn nie verhöhnt wie Bernard. Die anderen hatten keine Ahnung. Sie begriffen nicht, warum er Bernard so abgrundtief verabscheute. Matte hatte versucht, sich zu beherrschen und die Erinnerungen unter den Teppich zu kehren. Er hatte versucht, sich so zu verhalten, wie sie es wollten. Aber die Erinnerungen blieben. Sie brachen stets hervor, wenn er am wenigsten auf der Hut war. Bernard und er waren auf dieselbe Schule gegangen. Nicht in dieselbe Klasse, aber doch nah genug. Bernard hatte ihn während der gesamten Schulzeit gequält. Er war eine Führernatur, und die anderen waren seinem Beispiel gefolgt. Hatten ihn, Matte, verhöhnt und geschlagen, ausgelacht und gepeinigt. Bernard war überall. Ständig grinsend. Ständig auf der Jagd nach neuen Wegen und Mitteln, Mattes Dasein zu zerstören. Mit den Jahren war es besser geworden. Sie waren nicht auf denselben Gymnasium gelandet, und Bernard hatte wohl auch die Lust verloren und neue Ventile für seine Boshaftigkeit gefunden. Aber wenn sie sich sahen, war es immer da. Dieses Grinsen. Es verriet, dass Bernard Bescheid wusste, dass er Matte durchschaute, und dass er haargenau wusste, auf welche Knöpfe er drücken musste, um ihn fertigzumachen.

Das war das Einzige, was er seinem Großvater nie erzählt hatte. Er wusste, dass Ruben teilweise Bernards wahre Natur erkannte, aber nicht vollständig. Er hatte noch immer einen Funken Hoffnung für Bernard. Und den wollte Matte ihm nicht nehmen. Daher schwieg er, wenn Ruben über Bernard sprach. Schwieg, wenn dieser Dinge sagte wie: »Es wird schon noch ein brauchbarer Mensch aus ihm werden, er muss sich nur ein wenig austoben. Er meint es ja nicht

böse.« In diesen Augenblicken sah er seinen Großvater immer fragend an. Glaubte er wirklich, was er sagte? Erkannte er nicht, dass Bernard nur eine Maske trug und dass sich hinter seinem schönen, perfekten Lächeln das Böse verbarg? Vielleicht. Vielleicht nicht. So oder so beschloss Matte früh, dass er seinem Großvater diese Hoffnung nicht nehmen würde. Im Laufe der Jahre würde die Wahrheit von selbst herauskommen.

Aber jetzt war die Zeit verstrichen, und Großvater war tot. Sein einziger Freund auf Erden. Der einzige Mensch, bei dem er sich geborgen fühlte. Tot. Und Bernards Grinsen verhöhnte ihn. Verkündete, dass er, Bernard, zuletzt die Oberhand behalten hatte.

Plötzlich donnerte es so laut, dass die Scheiben klirrten. Zum Schneesturm kam jetzt auch noch ein Gewitter! In diesem Augenblick wurde Matte klar, was er tun musste. Aber zuerst musste er sich ein wenig ausruhen. Er legte sich aufs Bett und schloss die Augen. Nach wenigen Atemzügen schlief er.

»Ja, das nenne ich ein Drama.« Gustav Liljecrona, seine Frau und seine Kinder hatten sich in der Ecke des weißen Sofas niedergelassen. Aus der Küche drangen verlockende Düfte in die Bibliothek, und Gustavs Magen knurrte vernehmlich.

»Wird Zeit, einen Happen zu essen«, sagte er voll aufgesetzter Heiterkeit und trank einen Schluck Cognac, der bereits zu dieser frühen Stunde sehr reichlich ausgeschenkt wurde. An einem solchen Wochenende waren die Benimmregeln außer Kraft gesetzt.

Niemand ging auf seinen Versuch ein, eine belanglose Unterhaltung in Gang zu bringen. Bernard rieb sich den Hals und murkte: »Verdammtd, ich kriege bestimmt einen riesigen blauen Fleck. Freu mich schon, das im Büro zu erklären. Da fährt man zu einem Familienwochenende und kommt mit einem Würgemal zurück ...«

»Ja, Matte war schon immer instabil. Ich verstehe nicht, wieso sie nicht schon früher etwas dagegen unternommen haben. Er ist ja eine Gefahr für seine Umgebung.« Gustav schüttelte den Kopf und ließ das Cognacglas in der Hand kreisen.

»Denkt ihr ...?« Miranda unterbrach sich, setzte aber dann fort: »Denkt ihr, dass Matte ...?« Sie beendete den Satz nicht, sah aber, dass das gar nicht nötig war. Die Augen der anderen begannen zu funkeln.

»Mensch, ist doch vollkommen klar«, sagte Bernard, auf einmal viel munterer. Er setzte sich nun aufrecht hin und fuhr eifrig fort: »Natürlich ist es Matte! Der hat ja schon immer nicht ganz richtig getickt. Und habt ihr gesehen, wie er auf mich losgegangen ist?«

»Aber Ruben und er standen sich doch so nahe«, protestierte Vivi. Gustav wehrte ihren Einwand mit einer Handbewegung ab. Auch er hatte einen fiebrigen Glanz in den Augen.

»Vielleicht gerade deswegen. Das macht es doch nur viel wahrscheinlicher, dass Matte ihn umbringen wollte. Wer weiß, was in seinem Kopf vorgeht? Werden die Leute nicht meistens von den nächsten Angehörigen ermordet?«

Bernard und Gustav nickten sich zufrieden zu. Miranda sah noch immer ein wenig unsicher aus. Sie wirkte nicht so überzeugt, obwohl sie als Erste diesen Gedanken vorgebracht hatte.

»Aber ...«, sagte sie und blickte ihre Mutter um Unterstützung bittend an, bevor sie fortfuhr: »Was sollte er für ein Motiv haben?«

»Geld, Rache, eingebildete Beleidigungen – was weiß ich«, sagte Bernard achselzuckend.

»Ich weiß nicht recht«, sagte Miranda und zupfte an einem Sofakissen herum. »Ich weiß nicht ...«

»Aber ich«, erwiderte Bernard und stand auf. »Ich rede jetzt mit Lisettes Polizisten, damit ihm mal ein Licht aufgeht. Und es würde mich wundern, wenn ihn das nicht interessiert.«

»Aber ...«, begann Miranda erneut und schien noch mehr in petto zu haben. Doch Bernard war bereits auf dem Weg zur Tür.

Sie wünschte auf einmal, sie hätte den Mund gehalten. Eigentlich mochte sie Matte ja. Und so schlimm stand es auch wieder nicht um ihn. Himmel, fast jeder in ihrem Bekanntenkreis hatte schon einmal einen Zusammenbruch erlebt, Prozac oder Ähnliches zu schlucken war durchaus legitim und ganz gewiss nichts, womit man groß hinter dem Berg hielt. Im Gegenteil. Es war auch nicht weiter erstaunlich, dass Matte sich auf Bernard gestürzt hatte. Sie liebte ihren Bruder, aber er konnte ziemlich provozieren. Er besaß ein untrügliches Gespür für die Schwachstellen der anderen und genoss es auf eine gewisse perverse Art, damit zu spielen.

»Was werden Harald und Britten bloß sagen, wenn sie hören, dass Bernard Matte als Mörder beschuldigt?«, fragte Vivi ängstlich.

»Die sollen sagen, was sie wollen«, erklärte Gustav und schwenkte wieder sein Cognacglas. »Matte ist labil und offenbar aggressiv, da ist es nur logisch, ihn für den wahrscheinlichsten Kandidaten zu halten.«

»Aber ein Mörder ...«, sagte Vivi und blickte Miranda flehend an.

»Da muss ich Mama zustimmen«, hörte sich Miranda zu ihrer großen Verwunderung sagen. Es kam nicht oft vor, dass sie und Vivi einer Meinung waren, aber ausnahmsweise schienen sie auf einer Seite zu stehen. »Ja, ich weiß, dass ich die Idee als Erste aufgebracht habe, doch – nein, ich kann mir Matte nicht als kaltblütigen Mörder vorstellen.«

»Frauenzimmer«, schnaubte Gustav und trank einen großen Schluck von dem goldgelben Getränk, bevor er fortfuhr. »Ihr seid immer so gutgläubig. Was glaubt ihr eigentlich, wie Mörder aussehen? Wüste Strolche mit großem Bart und einer Menge Tätowierungen? Nein, ich glaube, dass Matte nur allzu fähig ist, jemanden umzubringen.« Er lehnte sich zufrieden im Sessel zurück und schien zu denken, dass das letzte Wort gesprochen war.

Miranda und Vivi tauschten einen verständnisinnigen Blick. Die Sache gefiel ihnen nicht. Gar nicht.

»Haben wir etwas falsch gemacht?«, fragte Britten leise. Sie hatte mit Harald im Speisesaal Zuflucht gesucht, um den anderen eine Weile zu entkommen. Matte und Lisette waren in ihre Zimmer hinaufgerannt, Gustav und seine Familie saßen in der Bibliothek und kosteten sicherlich diese Aufregung aus. Aus dem Augenwinkel sah sie Martin Molin, der sich in der Küche mit den Wirtsläden unterhielt. Harald saß ihr gebeugt gegenüber, sein Gesicht war aschgrau. Sogleich überkam sie wieder die Sorge.

»Geht es dir gut?«, fragte sie und legte Harald die Hand auf den Arm.

Er lächelte gezwungen.

»Mach dir keine Sorgen.«

»Du weißt genau, dass ich mir welche mache.«

»Ja, das weiß ich.« Harald lächelte erneut und strich ihr über die Hand, eine Geste, die sicherlich beruhigend gemeint war, aber nicht funktionierte.

»Hier kommt ein wenig Kaffee. Bedienen Sie sich einfach.«

Kerstin stellte ein Tablett mit Thermoskanne und Tassen auf den Tisch an der Wand, dann verschwand sie wieder in der Küche.

»Willst du einen Kaffee?« Britten stand auf und ging zum Tisch. Harald nickte zustimmend, und sie goss zwei Tassen ein, schwarz für sie, Milch mit zwei Zuckerstückchen für Harald. All die Jahre hatte sie versucht, ihm den Zucker im Kaffee auszureden, hatte aber irgendwann einsehen müssen, dass sie diesen Kampf verloren hatte.

»Hast du auch den Zucker nicht vergessen?« Harald sah besorgt aus, als sie die Tasse vor ihn hinstellte.

Britten lächelte. »Nein, Schatz, ich habe den Zucker nicht vergessen.« Sie kannten sich gut.

Sie trank ein paar Schluck Kaffee und wiederholte dann ihre Frage. »Haben wir etwas

falsch gemacht?«

»Mit Matte, meinst du?« Harald rührte seinen Kaffee um, damit sich der Zucker auflöste.

»Mit Matte und Lisette. Sie hat recht, weißt du. Wir haben sie vernachlässigt. Matte hat so viel Aufmerksamkeit bekommen, und sie musste sich anhören, dass sie tüchtig sein und mithelfen solle, dass sie allein zurechtkäme. Das war aber nicht der Fall. Dass sie allein zureckkommt, meine ich. Und das tut sie immer noch nicht.«

»Was hätten wir denn tun sollen?«, fragte Harald müde und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. »Matte brauchte uns mehr. Wir haben getan, was wir konnten.«

»Wirklich?«, erwiderte Britten. Ihre Augen glänzten. »Haben wir tatsächlich alles getan? Hätten wir uns nicht noch mehr anstrengen können? Ihr die Zeit und die Aufmerksamkeit schenken können, die sie verdient hat? Ich fürchte, dass es jetzt zu spät ist.« Eine Träne lief ihr über die Wange.

Harald starrte auf seine Kaffeetasse. Er schüttelte den Kopf.

»Ich hätte vielleicht versuchen sollen, weniger zu arbeiten ...«, sagte er, und Britten ging auf, dass er diesen Gedanken zum ersten Mal überhaupt in Erwägung zog. Und wie oft hatte sie ihm das gesagt, mal flehend, mal schmeichelnd, mal in blinder Wut.

Aber als er es nun selbst laut aussprach, wurde ihr sofort klar, dass es nie funktioniert hätte. Harald war vielleicht nicht umwerfend kompetent, das hatte sie seit langem schon erkannt. Aber er liebte es zu arbeiten, und zwar hart. Er konnte nicht anders und hätte sich sonst auch nicht wohl gefühlt. Vielleicht hatte er also recht. Vielleicht hatten sie wirklich alles getan, was in ihren Möglichkeiten stand.

»Was machen wir jetzt?«, fragte sie und legte ihm wieder die Hand auf den Arm.

»Wir lassen sie eine Weile in Ruhe. Wenn wir hier weg sind, müssen wir irgendeine Lösung finden. Es muss einen Ausweg geben.«

Sie tranken schweigend ihren Kaffee aus. Viel gab es nicht hinzuzufügen.

Martin zuckte zusammen, als der Donner erneut grollte. Er hatte sich schon immer vor Gewittern gefürchtet. Peinlich als erwachsener Mann, aber dieses scharfe Licht, das zunächst grell und unheimlich aufblitzte, und dann das Warten, das Warten auf den Knall, der ganz sicher folgen würde. Das war unheimlich. Er zählte im Kopf, als ein Blitz erneut die Küche erhellt. Eintausendeins, eintausendzwei, eintausenddrei ... »Peng!« Martin zuckte zusammen. Bernard hatte sich hinter ihm angeschlichen und grinste wieder so teuflisch. »Tut mir leid, habe ich Sie erschreckt?« Er lachte. Der richtige Donner folgte, das Gewitter schien inzwischen nachgelassen zu haben.

»Nein, nein«, sagte Martin abwehrend.

»Wann gibt es Essen?« Bernard wandte sich an Kerstin und Börje und schaffte es, die Frage so klingen zu lassen, als wären sie seine Untergebenen.

»In einer halben Stunde«, antwortete Kerstin. Dann drehte sie sich wieder um und kochte weiter.

»Gut, dann haben wir Zeit, uns zu unterhalten.« Bernard nickte Martin zu, der dem großen dunkelhaarigen Mann widerwillig aus der Küche folgte.

So unsympathisch der Kerl ihm auch war, Martin musste sich eingestehen, dass Bernard eine große Portion Autorität besaß. Es war schwer, Bernard Liljecrona nicht zu folgen.

»Um was geht es?«, fragte Martin, der versuchte, wieder die Oberhand zu gewinnen.

Bernard warf Harald und Britten, die in einer Ecke des Speisesaals saßen, einen Blick zu und antwortete nicht. Er ging mit langen Schritten in Richtung des kleinen Büros, und einen Moment lang dachte Martin, dass sich Bernard selbst hinter den Schreibtisch setzen und anfangen würde, ihn zu verhören. Aber glücklicherweise nahm Bernard auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch Platz und blickte Martin auffordernd an.

Wider Willen wurde Martin neugierig. Er setzte sich hinter den Schreibtisch und hob die Augenbrauen zum Zeichen, dass Bernard sein Anliegen vorbringen solle.

»Sie haben ja gesehen, was vorhin passiert ist.« Bernard klang trocken und nüchtern.

»Sie meinen den Streit zwischen Ihnen und Matte?«, fragte Martin und war gespannt, wohin das Gespräch führen würde. Aber er hatte da so eine Ahnung.

»Ja. Sie haben ja gesehen, wie Matte auf mich losgegangen ist, das Ganze mehr oder weniger völlig grundlos.«

Martin fragte sich, wie grundlos es wohl wirklich gewesen war, sagte aber nichts und wartete auf Weiteres.

»Nun, das ist nichts Neues. Matte hatte in der Vergangenheit gewisse ... Probleme ...« Bernard schwieg kurz, fuhr dann aber fort.

»Harald und Britten haben ihr Bestes getan, um das unter Kontrolle zu halten, es zu verbergen – und Ruben hat auch mitgeholfen. Aber die Wahrheit ist, dass Matte instabil war und schon ein paar Aufenthalte in der Klapsmühle hinter sich hat ... und, tja ... wenn ich sagen müsste, wer wohl am wahrscheinlichsten der Mörder in dieser Versammlung ist, dann ...« Er breitete die Arme aus.

Martin seufzte. Er hatte gehofft, Bernard würde mit etwas Konkreterem kommen. Dass Matte psychische Probleme gehabt hatte, war keine Neuigkeit und nichts, was die Ermittlung weiterbringen würde.

»Haben Sie nichts Konkreteres?«, fragte Martin müde.

»Was heißt da konkreter? Er hat mich angegriffen! Hat versucht, mich zu erwürgen! Was könnte denn konkreter sein! Das ist ja verflucht noch mal ein Mordversuch!«

»Mordversuch ist ein etwas zu starkes Wort in diesem Zusammenhang, finde ich. Und das bringt ihn noch nicht mit Rubens Tod in Verbindung! Außerdem haben Sie doch alle gesagt, dass sich die beiden, Ruben und Matte, besonders nahestanden. Was für ein Motiv sollte er denn haben, ihn umzubringen?«

Draußen krachte der Donner. Bernard und Martin zuckten zusammen.

Bernard schnaubte. »Ach, Motiv! Wer weiß schon, wie so ein krankes Gehirn funktioniert? Dass sie sich nahestanden, macht es doch nur wahrscheinlicher, oder?«

»Was meinen Sie damit?«, fragte Martin, schaffte es aber nicht, besonders interessiert zu klingen.

»Na ja, Liebe schlägt ja schnell in Hass um. Eine labile Person wie Matte kann sich leicht Dinge einbilden, und wer weiß, was er sich in Bezug auf Großvater eingeredet hat.«

»Hmm ... ich finde, das klingt nicht sehr einleuchtend«, sagte Martin kopfschüttelnd.

»Ich habe mir Ihre Aussage notiert, aber ich brauche konkretere Beweise, um von Ihnen überzeugt zu werden, dass ich Matte ganz oben auf die Liste der Verdächtigen setze.«

»Jedenfalls werde ich ihn anzeigen, sobald wir von dieser verfluchten Insel weg sind, darauf können Sie Gift nehmen. Er greift mich nicht ungestraft an.« Bernard beugte sich vor und starre Martin an.

»Tja, es ist Ihr volles Recht, das zu tun«, erwiderte Martin und stand auf, um zu zeigen, dass das Gespräch beendet war.

Wieder grollte Donner, und diesmal schien es, als sei das Gewitter noch einmal näher gekommen.

Das Mittagessen verlief schweigend. Lisette war schmollend von ihrem Zimmer heruntergekommen, aber Matte glänzte weiterhin durch Abwesenheit. Das Essen, das Kerstin und Börje serviert hatten, war gut und köstlich zubereitet, doch keiner schien es richtig genießen zu können.

Martin fragte sich, was Harald und Britten wohl sagen würden, wenn sie wüssten, dass

Bernard versucht hatte, ihren Sohn als Mörder hinzustellen. Aber er hatte nicht vor, ihnen das auf die Nase zu binden. Er schielte zu Lisette, die neben ihm saß. Sie starrte nur auf ihren Teller und hatte kein Wort mit ihm gewechselt, seit sie heruntergekommen war. Ihm wurde einmal mehr klar, dass sie den Punkt überschritten hatten, an dem die Dinge noch repariert werden konnten. Darauf hatte er im Übrigen ohnehin keine Lust. Sobald sie hier weg waren, brauchte er sie nie wieder zu sehen. Aber bis dahin konnte es natürlich ein wenig frostig werden.

»Hat jemand von Ihnen mit Matte gesprochen?«, fragte er mit leiser Stimme Harald und Britten, die gegenüber von ihm und Lisette saßen.

Beide schüttelten gleichzeitig den Kopf.

»Nein«, antwortete Britten schließlich und blickte zu Harald. »Wir haben ihn in Frieden gelassen. Er beruhigt sich normalerweise nach einer Weile, wenn er allein sein kann.«

»Sollten wir nicht hinaufgehen und nach ihm sehen?«, fragte Harald gedämpft.

»Nein, noch nicht«, sagte Britten, ohne ganz überzeugt zu wirken. Harald fragte jedoch nicht noch einmal, und sie aßen unter gedrücktem Schweigen weiter. Nur das Klicken von Besteck auf Porzellan war zu hören.

Martin fühlte, dass er panisch wurde. Er wollte nur noch von diesem Haus und dieser Insel fortkommen. Vor allem sehnte er sich danach, von einem erfahreneren Kollegen bei den Ermittlungen unterstützt zu werden. Der andere konnte vielleicht erkennen, welche Maßnahmen ergriffen werden mussten und bemerkte vielleicht Spuren, die er selbst offenbar übersah. Im Augenblick hatte er nicht die geringste Ahnung, wer den alten Mann ermordet hatte. Er war um keinen Deut klüger als am Vortag und begann ernsthaft, an seiner eigenen Kompetenz zu zweifeln.

»Ich glaube, ich werde mich nach dem Essen ein wenig aufs Ohr legen«, erklärte Harald und klopfte sich auf den dicken Magen.

»Ja, das ist eine gute Idee«, antwortete Martin und unterdrückte ein Gähnen.

Die gedrückte Stimmung im Haus in Verbindung mit all dem Essen und Trinken machte ihn unglaublich müde. Dabei hatte er ja bereits eine Stunde geschlafen.

»Ich gehe hoch und lege mich hin«, sagte er zu Lisette und stand auf. Sie murmelte etwas Unverständliches als Antwort und weigerte sich noch immer, ihn anzublicken.

Kurz darauf hörte Martin von seinem Bett aus, wie Tür nach Tür geschlossen wurde. Die meisten schienen seinem Beispiel zu folgen. Als Letztes vor dem Einschlafen hörte er das Krachen des Gewitters draußen.

Britten erwachte mit dem Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte. Sie versuchte, das Unbehagen abzuschütteln. Hatte sie etwas Komisches geträumt? Aber das Gefühl wollte nicht verschwinden. Etwas stimmte nicht.

Sie setzte sich auf und lauschte, hörte jedoch nur Haralds Schnarchen neben ihr im Doppelbett und das Gewitter. So ein Unwetter hatte sie noch nie erlebt. Zwischendurch hatte es den Anschein gehabt, dass es etwas nachließ, kehrte dann aber mit umso größerer Kraft zurück. Sie glaubte, dass Donner sie geweckt hatte. Ganz sicher war sie jedoch nicht. Ihr Instinkt sagte ihr, dass es etwas anderes gewesen war ...

Sie legte sich wieder hin und schloss die Augen. Aber sie konnte nicht mehr einschlafen. Sie setzte sich von neuem auf.

Harald grunzte und drehte sich zur Seite. Wenn er einmal schlief, konnte ihn kein Unwetter auf Erden wecken. Sie schwang die Beine über die Bettkante und setzte die Füße auf den Boden. Sie hatte zwar Socken an, spürte aber dennoch, wie kalt der Fußboden war.

Die Sorge um Matte ergriff sie mit voller Wucht, und ihr wurde beinahe übel. Dass das nie aufhörte. Diese Sorge um die Kinder.

Sie fing im Kreißsaal an und dauerte bis in alle Ewigkeit. Lisette begriff nur nicht, dass

Britten sich ebenso um sie sorgte wie um Matte. Und sie ebenso liebte. Nur drückte sich das anders aus.

Matte hatte viel mehr aktiven Einsatz erfordert als Lisette. Viel mehr praktische Maßnahmen.

Britten seufzte, stand auf und zog sich eine Jacke über. Im Haus war niemand zu hören. Es war beinahe gruselig still.

Sie ging langsam zur Tür, unschlüssig, was sie tun sollte. Lisette hatte sich auf das Sofa in der Bibliothek gelegt, und sie wollte sie nicht wecken. Fühlte sich nicht in der Lage, jetzt mit ihrer Tochter zu diskutieren. Nicht mit all diesem Unbehagen im Leib.

Als sie im Flur stand, wusste sie, wohin sie gehen würde. Sie musste bei Matte vorbeischauen. Wenn er schlief, ihm einfach nur über die Haare streichen wie damals, als er noch klein war. Wenn er wach war, kurz mit ihm reden und sich vergewissern, dass es ihm gut ging.

Sie drückte vorsichtig die Klinke seiner Zimmertür herunter. Vielleicht hätte sie vorher anklopfen sollen, aber sie hoffte fast, dass er schlief. Britten wollte an seiner Bettkante sitzen, seine friedlich schlafende Gestalt betrachten und sehen, wie all die Gesichter, die im Laufe der Jahre gekommen und wieder verschwunden waren, sich in seinen erwachsenen Zügen widerspiegeln. Matte als Kleinkind, als endlos fragender Fünfjähriger, als neugieriger Grundschüler, als mürrischer Teenager.

Sie schob die Tür behutsam auf und trat ein. Ein Schrei.

Vivi konnte nicht schlafen. Seit fast einer Stunde lag sie da und starre an die Decke. Gustav war im Handumdrehen eingeschlafen. So war es immer. Er schlief sofort ein, und sie lag stundenlang da und starre in die Finsternis. Eigentlich hatte sie sich nach dem Essen gar nicht hinlegen wollen, aber alle anderen hatten sich zurückgezogen, da war ihr keine Wahl geblieben.

Draußen lief jemand durch den Flur. Sie stützte sich auf die Ellbogen, um sich ein wenig aufzurichten und besser zu hören. Kurz darauf wurde eine Tür geöffnet.

Und dann der Schrei. Nicht menschlich. Es klang wie ein Tier, das vor Schmerz aufheulte, und durch den Schock schlug ihr Herz so schnell wie die Flügel eines Kolibris.

»Hä, was zum Teufel?« Gustav setzte sich verschlafen auf und blickte sich mit aufgerissenen Augen im Zimmer um. »Was zum Teufel ist da los?«, wiederholte er, diesmal etwas deutlicher.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Vivi. Sie war bereits aus dem Bett gestiegen und zog ihren Morgenmantel über, den sie über den Bettposten gehängt hatte. Der Schrei dauerte an, er hob und senkte sich, hie und da unterbrochen von lauten Schluchzern.

Vivi öffnete die Tür und lief in den Flur hinaus, dicht gefolgt von Gustav, der nur Hemd und T-Shirt trug. Überall öffneten sich Türen, erschienen, noch verschlafen, die anderen.

»Was ist los?«, fragte Harald und kam ihnen entgegen.

Im selben Augenblick sah er zu Mattes Zimmer und begriff, dass der Schrei von dort kam. Mit einem Schritt war er an der Tür, riss sie sperrangelweit auf und fuhr zurück.

Auf dem Boden kauerte seine Frau, Mattes Kopf auf dem Schoß. Sie wiegte sich vor und zurück und schrie ununterbrochen. Ihre Knie waren voller Blut und auch ihre Hände, die Mattes Kopf hielten. Das Blut kam aus einem großen Loch in seiner Brust. Vivi konnte den Blick nicht von diesem Loch abwenden, von all dem Blut, als sie hinter Harald in der Türöffnung stand. Ihr Schwager schwankte stumm, vollkommen geschockt. Vivi ließ den Blick über Mattes Körper hochwandern. Mattes Augen waren offen, und sie hörte mehr, als dass sie es wirklich spürte, wie sie nach Luft schnappte. Matte starre sie geradewegs an, und sie glaubte erst, er lebe noch. Aber dann wurde ihr klar, dass es in diesem Blick nichts gab. Kein Leben. Nur den Tod.

Harald machte ein paar Schritte ins Zimmer hinein und fiel neben seiner Frau auf die Knie. Auch er schluchzte und strich unbeholfen über Mattes Arm, als wolle er sich vergewissern,

dass das nicht nur ein böser Traum war. Er versuchte, einen Arm um Britten zu legen, aber sie schüttelte ihn ab und wiegte sich weiterhin vor und zurück, und die Laute, die sie von sich gab, gingen den anderen durch Mark und Bein. Vivi erschauerte. Sie konnte gar nicht richtig begreifen, was sie da vor sich sah.

Jemand versuchte, sich an ihr vorbeizudrängen. Martin Molin.

»Was ist los?« Innerhalb von kurzer Zeit wurde zum dritten Mal diese Frage gestellt, und auch Martin blieb abrupt stehen. Er fing sich jedoch schnell wieder und hockte sich neben den Toten. Diesmal brauchte er nicht den Puls zu fühlen. Kein Zweifel, Matte lebte nicht mehr.

»Er wurde erschossen«, stellte er fest. Die anderen schienen erst jetzt zu begreifen, was das Loch in der Brust bedeutete. Jemand schnappte nach Luft. Es war Miranda, die soeben gekommen war, neben Vivi stand und nun auch in den Raum starnte.

»Hat jemand den Schuss gehört?«, fragte Martin. Keiner sagte etwas. Einer nach dem anderen schüttelte den Kopf.

»Wie ist das möglich?«, hörte sich Vivi sagen. »Hätten wir nicht einen Schuss hören müssen?«

»Das Gewitter«, sagte Miranda neben ihr. »Der Knall muss von dem Gewitter übertönt worden sein.«

Martin nickte. »Das klingt wahrscheinlich. Wenn der Schuss in dem Augenblick abgefeuert wurde, als ein heftiger Donnerschlag krachte, ging der Knall der Pistole sicher darin unter.«

»Wo ist die Pistole?« Wieder Miranda. Vivi spürte, wie Miranda zitterte. Ihre Schultern berührten sich, und sie wich ein paar Zentimeter zurück und zog ihren Morgenmantel fester um sich. Das Geheimnis lastete bleischwer auf ihr. Sie konnte nicht einmal Miranda anblicken.

Martin sah sich im Raum um. Er hob die Bettdecke hoch und schaute unter dem Bett nach, nichts. Er stand auf und untersuchte den Kamin, den es im Zimmer gab, aber dort lagen nur verkohlte Holzstücke. Nirgendwo war eine Pistole zu sehen.

»Der Mörder muss sie mitgenommen haben«, sagte er schließlich. »Hier im Zimmer ist sie jedenfalls nicht.« Er fügte hinzu: »Ich möchte Sie bitten, den Raum zu verlassen.«

Alle, die in der Türöffnung standen, traten einen Schritt zurück. Harald und Britten blieben sitzen. Brittens Laute waren in ein Wimmern übergegangen, das beinahe noch herzzerreibender klang als der Schrei.

Martin hockte sich neben sie und redete ihr ruhig und deutlich zu wie einem Kind.

»Ich muss überprüfen, was hier geschehen ist. Könnten Sie mich einen ganz kurzen Augenblick mit Matte allein lassen?«

Er legte Britten die Hand auf die Schulter. Sie schüttelte sie nicht ab. Martin wartete, während sie noch ein wenig Mattes Kopf in ihrem Schoß hin und her wiegte. Auf einmal hielt sie inne, legte seinen Kopf vorsichtig ab und stand auf. Sie schwankte und wäre fast umgefallen, aber Harald fing sie auf. Er warf Martin über den Kopf seiner Frau einen Blick zu, legte die Arme um sie und führte sie sanft aus dem Zimmer.

»So, so, mein Schatz. Wir lassen Martin jetzt seine Arbeit machen. So. Komm.«

Die Familienmitglieder draußen im Flur traten beiseite, um sie vorbeizulassen. Harald sah die anderen nicht an, während er Britten durch den Gang und die Treppe hinab geleitete. Alle standen zunächst da wie Statuen, folgten ihnen aber dann. Vor ihrem inneren Auge sahen sie noch das Blut auf Brittens Händen.

Als er allein war, sah sich Martin erneut im Zimmer um. Diesmal ein wenig sorgfältiger. Er wusste, dass er normalerweise von seinen Kollegen gelyncht würde, wenn er so an einem Tatort herumtrampelte. Aber außergewöhnliche Umstände erforderten außergewöhnliche Maßnahmen. Er hatte ganz einfach keine andere Wahl, als selbst zu versuchen, das zu finden,

was es zu finden gab.

Zuerst kroch er über den Boden, langsam, Zentimeter für Zentimeter. Die ganze Zeit suchte er nach etwas Auffälligem. Aber der Boden war sauber. Er hob erneut die Tagesdecke, um unter das Bett zu gucken, doch auch dort war es genauso sauber und aufgeräumt. Matte schien ein ordentlicher Mensch gewesen zu sein. Zwei Paar Schuhe standen nebeneinander an der Zimmertür, und seine Kleider lagen zusammengelegt im Wandschrank.

Martin drehte sich um einhundertachtzig Grad und inspizierte genauso sorgfältig den anderen Teil des Zimmers, das Gesicht ganz nah am Boden, um auch das kleinste Partikel zu bemerken. Zunächst fand er auch hier nichts Interessantes, aber nachdem er den Blick ein wenig nach links gewandt hatte, stach ihm etwas ins Auge, das unter dem Nachttisch glänzte. Er kroch dorthin, griff darunter und bekam etwas Hartes und Kühles zu fassen. Es war ein Mobiltelefon. Ein teures Modell, stellte er fest. Er meinte, kurz zuvor ein weiteres Handy im Zimmer gesehen zu haben. Ein Blick auf den Nachttisch bestätigte dies. Dort lag ein um einiges billigeres und abgenutzteres Exemplar, und Martin nahm an, dass es sich um Mattes Telefon handelte. Wem das andere gehörte, musste noch herausgefunden werden.

Er legte das moderne Telefon neben das von Matte auf das Nachtkästchen und setzte seine Suche fort. Aber der Boden gab nichts mehr her. Stattdessen richtete Martin seine Aufmerksamkeit nun auf den Leichnam. Ein leiser Schauer fuhr ihm über den Rücken, als er Matte berührte. Die ganze Sache hatte sich zu einem Crashkurs im Umgang mit Leichen entwickelt. Er sah sich zuerst die Wunde in der Brust an. Nicht gerade sein Spezialgebiet, aber rund um den Einschuss gab es einen dicken schwarzen Rand, und er war ganz sicher, dass die Pistole aus nächster Nähe abgefeuert worden war. Er drehte Matte vorsichtig um und sah, dass die Kugel glatt durch den Körper gegangen war. Behutsam legte er Matte wieder auf den Rücken und stand auf. Er blickte sich forschend um. Nach Mattes Lage zu urteilen, musste sich die Kugel irgendwo in Richtung der Tür befinden. Martin schloss die Tür, die noch immer offen stand. Ja, da steckte die Kugel im Holz. Allerdings nicht besonders tief. Der Weg durch Mattes Körper musste sie deutlich abgebremst haben. Martin rührte sie nicht an. Darum würden sich die Techniker kümmern, wenn sie herkamen.

Mit gerunzelter Stirn ging er wieder in die Mitte des Raums. Etwas war seltsam. Er hatte es schon früher bemerkt, aber noch nicht weiter darüber nachgedacht. Martin bückte sich. Steinstaub und einige etwas größere Brocken lagen auf dem Boden vor dem offenen Kamin. Er richtete sich auf und stellte fest, dass in der Mitte der Einfassung ein Stück herausgebrochen war. Wenn er nicht gesehen hätte, dass die Kugel in der Tür steckte, hätte er geglaubt, sie habe den Schaden verursacht.

Aber das konnte nicht sein. Matte war nur einmal getroffen worden, Spuren weiterer Schüsse waren nicht zu sehen. Der Schaden an dem offenen Kamin musste durch etwas anderes verursacht worden sein. Doch nichts wies darauf hin, dass es vor dem Schuss eine Schlägerei gegeben hatte. Alles andere befand sich in feinster Ordnung. Das einzige Störende war eben dieser Schaden am Kaminsims und der Haufen Steinstaub am Boden. Seltsam. Aber andererseits konnte das ja geschehen sein, bevor Matte umgebracht worden war. Martin seufzte. Eine total hoffnungslose Sache. Wenn er doch Patrik Hedström zum Reden gehabt hätte. Allein stand er auf völlig verlorenem Posten.

Er ging rückwärts aus dem Zimmer. Da war nichts mehr zu holen. Jetzt war es wichtig, Matte in den Kühlraum zu bringen, wo er vorübergehend neben seinem Großvater ruhen würde. Und Martin freute sich nicht darauf, die anderen deshalb um Hilfe zu bitten.

Lisette schlief unruhig. Das Sofa war zwar bequem, aber düstere Träume störten die ganze Zeit ihre Ruhe. Sie hatte sich Stöpsel in die Ohren gesteckt, um den Sturm auszublenden, doch in der dadurch entstehenden Stille war Raum für zu viele Gedanken, für zu viel Unruhe.

Die Träume verfolgten sie. Die Gesichter verschmolzen ineinander. Aus Ruben wurde Bernard, der wiederum wurde zu Matte. Vorwurfsvolle Blicke. Traurige Blicke. Verzweifelte Blicke. Augen, die sich wut- und hasserfüllt auf sie richteten. Hinter den Lidern bewegten sich unentwegt ihre Augen. Etwas drang durch die Ohrstöpsel, ein Geräusch von draußen. Ein Schrei aus Schmerz und Verzweiflung. Aber die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit war verschwommen, und der Schrei wurde ein Teil des Traums. Er passte gut zu den Augen, die sie verfolgten.

Trotz der Träume kämpfte sie, um im Schlaf zu bleiben. Die Wirklichkeit war nicht viel besser, das Aufwachen brachte kaum Besserung. Aber sie war schon allmählich aus dem Schlaf gegliitten, als sie eine Hand auf der Schulter spürte. Verschlafen blickte sie auf. Sie sah das Gesicht ihres Vaters. Es war so verzerrt, dass sie es kaum wiedererkannte. Sie setzte sich mit einem Ruck kerzengerade auf.

»Was ist denn, Papa?« Instinkтив wusste sie, dass etwas nicht stimmte. Überhaupt nicht stimmte. Die Erinnerung an den Schrei, der im Traum wie echt geklungen hatte, drängte sich auf. Sie packte ihren Vater hart am Arm.

»Erzähl schon, was ist?« Erst jetzt sah sie, dass die Bibliothek voller Menschen war. Alle waren da. Sie sah ihre Mutter, auf einem der Sessel zusammengesunken, und Lisette wurde von Panik gepackt.

Sie klammerte sich an Haralds Arm, als er sich schwer neben sie fallen ließ. »Aber was ist denn passiert?« Sie blickte die anderen an, und langsam dämmerte es ihr. Alle waren da ... alle außer ...

»Matte!«, schrie sie. »Wo ist Matte?« Sie wollte aufstehen, doch ihr Vater hielt sie zurück und legte die Arme um sie. Zum Trost, aber auch, um sie zurückzuhalten.

»Es ist etwas – Furchtbares passiert, Lisette.« Er stockte, und Lisette wurde klar, dass sie ihren Vater zum ersten Mal weinen sah. Allein das reichte aus, um alle Alarmglocken schrillen zu lassen.

»Wo ist Matte?«, wiederholte sie. Ihre Stimme war dünn und leblos. Sie wusste es bereits. Es stand den anderen ins Gesicht geschrieben.

»Matte ist tot«, sagte Harald und bestätigte, was ihr Gehirn schon verstanden hatte.

Sie schluchzte auf, noch immer in dem merkwürdigen Gefühl gefangen, sich in einem Traum zu befinden. Das konnte doch nicht wahr sein. Nicht Matte. All die Bitterkeit, die sie ihm gegenüber empfunden hatte, rann aus ihr heraus und verschwand, als hätte es sie nie gegeben.

»Wie?«, fragte sie und merkte, dass ihre Hände unkontrolliert zitterten.

»Er ist erschossen worden«, antwortete Harald.

»Von wem?« In ihrem Kopf wirbelten die Fragen durcheinander.

»Wissen wir nicht ...« Harald strich sich mit der freien Hand über die Augen. Lisette wurde plötzlich klar, in welchem Zustand sich ihre Mutter befinden musste und stürzte zu Britten. Sie legte ihr den Kopf in den Schoß und weinte, während sie ihr die Hände streichelte. Britten hatte aufgehört zu weinen und zu schreien und schien sich unter Schock zu befinden. Sie starre ins Leere und strich Lisette nur abwesend übers Haar.

»Ich bräuchte kurz Hilfe«, war plötzlich Martins Stimme an der Tür zu vernehmen. Er war ganz grau im Gesicht und vermied es, Britten anzusehen, als könnte er ihren Schmerz nicht ertragen. Es dauerte einige Sekunden, bis die anderen begriffen, was er meinte. Dann erhob sich Harald als Erster. Gustav trat zu seinem Bruder und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Die Bewegung wirkte unbeholfen, verriet aber viel Mitgefühl.

»Wir übernehmen das, Harald. Bleib du bei deiner Familie.« Gustav nickte Bernard zu, der ihm daraufhin schweigend zunickte, und sie folgten Martin. Gustav zog die Tür hinter ihnen ins Schloss. Es war unnötig, dass die anderen sahen, was jetzt getan werden musste.

»Was machen sie?« Brittens Stimme klang apathisch und abwesend.

Lisette drückte die Hände ihrer Mutter.

»Kümmert dich nicht darum, Mama.«

»Bringen sie Matte weg? Wohin legen sie ihn? Ich muss ihn zudecken, damit er nicht friert.« Britten wollte aufstehen. Sanft presste Lisette sie wieder in den Sessel.

»Das machen sie schon, Mama. Versprochen. Du kannst jetzt nichts mehr tun.«

»Aber ...«

»Schh ...« Lisette setzte sich neben ihre Mutter auf den großen Sessel. Sie legte die Arme um sie und wiegte sie wie ein Kind. Sie hatte den Eindruck, als habe ihr jemand das Herz aus der Brust gerissen. Aber das musste sie jetzt verdrängen. Ihre Mutter brauchte sie dringender.

Jenseits der geschlossenen Tür waren schwere Schritte auf der Treppe zu hören. Auf dem Weg nach unten. Sie lauschten alle dem Geräusch von drei Paar Füßen, die sich entfernten.

Als sie in die Küche kamen, ging Martin auf, dass die Wirtsleute noch nicht wussten, was geschehen war. Aber die Küche war leer, von den beiden keine Spur zu sehen, die ganze Aufregung musste an ihnen vorübergegangen sein. Sie würden es noch früh genug erfahren. Doch zuerst mussten sie Matte in den Kühlraum bringen. Martin ging voraus und schaffte es, eine Hand frei zu bekommen, so dass er das Hängeschloss und die Tür zum Kühlraum öffnen konnte. Er hatte Gänsehaut vom raschen Temperaturwechsel, ging aber rückwärts in den Raum hinein. Er sah sich nach etwas um, worauf sie Matte legen konnten, und stellte fest, dass es nur die Gefriertruhe gab. Ihn direkt auf den Boden zu legen schien keine sinnvolle Alternative zu sein.

»Wir legen ihn einstweilen auf die Truhe, dann holen wir einen Tisch aus dem Speisesaal.«

Bernard und Gustav nickten. Vorsichtig gingen sie an Ruben vorbei und vermieden dabei alle drei, ihn anzusehen. Sie legten Matte auf die Gefriertruhe und holten schnell den Tisch. Keiner wollte länger dort unten bleiben als notwendig.

Ein paar Minuten später hatten sie Matte auf einen Tisch gehoben. Er lag nun neben seinem Großvater. Zwei Mitglieder der Familie Liljecrona, die beide eines gewaltsamen Todes gestorben waren. Und jemand in diesem Haus war der Mörder. Jemand hatte Matte und seinen Großvater ermordet, und Martin wusste, dass er in diesem Augenblick nicht die geringste Ahnung hatte, wer. Ein grauenhafter Gedanke.

Die drei Männer blieben in der Küche stehen. Keiner hatte das Bedürfnis und die Kraft, zu der bleiernen Trauer in der Bibliothek zurückzukehren. Stattdessen schenkten sie sich jeder eine Tasse Kaffee ein und schlürften schweigend das heiße Gebräu.

»Wissen Sie, ob jemand in Ihrer Familie eine Pistole besitzt? Hat einer von Ihnen eine?«, fragte Martin und klang barscher, als er beabsichtigt hatte. Aber es war schwer, die Frage weniger brutal zu formulieren.

Es folgte gedrücktes Schweigen, während Bernard und Gustav einen langen Blick tauschten. Schließlich ergriff Gustav das Wort.

»Mein Vater hatte stets eine Pistole bei sich. Er fing kurz nach diesem Entführungsversuch vor fünfzehn Jahren damit an.«

Ach, richtig. Bei Martin fiel der Groschen. Die osteuropäische Mafia hatte vergeblich versucht, Ruben Liljecrona zu entführen. Die Polizei hatte von den Plänen erfahren und auf der Lauer gelegen, als es zur Tat gehen sollte. Diese Geschichte hatte die Zeitungen wochenlang beschäftigt.

»Er hat sich danach nie richtig sicher gefühlt«, fuhr Gustav fort. »Deshalb hat er sich eine Pistole besorgt, die er immer griffbereit hatte.«

»Wie ist er an die Erlaubnis gekommen?«, fragte Martin. Er hatte die Frage kaum ausgesprochen, als ihm klarwurde, wie naiv sie war.

Bernard schnaubte verächtlich. »Er kümmerte sich nicht um irgendeine bescheuerte Erlaubnis. Es war kein Problem, an eine Pistole zu kommen.«

»Wie viele wussten, dass Ruben eine Waffe bei sich hatte und wo er sie aufbewahrte?«

»Jeder von uns hier«, sagte Bernard mit demselben herablassenden Tonfall, der Martin von Anfang an zur Weißglut gebracht hatte. »Alle in der Familie wussten, dass Ruben immer bewaffnet war und dass er die Pistole in einem Fach seines Aktenkoffers mit sich herumtrug.«

»Und keiner ist auf die Idee gekommen, mich darüber zu informieren?«, fragte Martin aufgebracht. »Wir haben einen Mörder, den wir noch nicht identifizieren konnten, wir sitzen hier fest, und Sie halten es nicht für nötig, mir mitzuteilen, dass es eine Pistole im Haus gibt?«

Er bebte vor Wut.

»Wir ... wir haben nicht daran gedacht ...«, sagte Gustav nervös. »Wir wissen das ja schon so lange, dass wir einfach nicht daran gedacht haben ...« Sein Blick schweifte zur Tür des Kühlraums, und Martin hoffte, dass er dasselbe dachte wie er.

Hätten sie es nur notwendig gefunden, ihm von der Pistole zu erzählen, dann müsste Matte vielleicht nicht dort liegen.

»Ich gehe rauf und sehe nach«, sagte Martin und knallte seine Kaffeetasse auf die Anrichte. Auf der Treppe fluchte er vor sich hin. Dass er nicht schon früher Rubens Zimmer durchsucht hatte! Aber die Zeugenbefragungen waren ihm wichtiger erschienen. Rubens Zimmer war das erste auf der rechten Seite, und er trat vorsichtig ein. Es war das größte und schönste im Haus, aber das war wohl nur recht und billig, da Ruben für alles aufkam. Ein Himmelbett thronte mitten im Raum. Es war noch unberührt. Ruben hatte ja keine Gelegenheit gehabt, sich hineinzulegen. Ein großer Koffer war aufgeklappt und enthielt mehrere Stöße sorgfältig gefalteter Kleider. Auf dem Nachttisch lag ein Buch. Martin drehte es neugierig um. Welcher Lektüre wollte sich Ruben wohl widmen? Die Abenteuer des Sherlock Holmes. Martin lächelte schief. Wirkte ... ziemlich passend. Er wünschte, er hätte nur einen Bruchteil von Sherlocks Beobachtungs- und Kombinationsgabe.

Er ging vor dem Koffer in die Hocke und hob vorsichtig den Inhalt heraus. Hemden, Schafwollpulllover, Hosen und Unterwäsche. Hier waren Sachen zum Wechseln für zwei Wochen anstatt für ein Wochenende. Aber logisch, wenn man das Zeug nicht selbst schleppen muss, kann man mehr mitnehmen, dachte Martin. Im Koffer befand sich nichts anderes als Kleider, und Martin tastete das nun scheinbar leere Gepäckstück ab. Keine Pistole. So vorsichtig, wie er alles herausgenommen hatte, legte er nun die Stöße wieder zurück. Er blickte sich suchend um. Ein Aktenkoffer stand gegen den Nachttisch gelehnt, und Martin spürte, wie in ihm ein Fünkchen Hoffnung keimte. Er setzte sich aufs Bett und legte den Aktenkoffer neben sich. Das vierziffrige Codeschloss war nicht ordentlich eingestellt worden, so dass er den Aktenkoffer öffnen konnte.

Als Erstes sah er einen dicken Packen Papier und einige Mappen. So vorsichtig, wie er die Kleidungsstücke aus dem Koffer genommen hatte, holte er nun die Dokumente heraus und legte sie auf das Bett. Leerte die Aktentasche. Wieder keine Pistole. Trotzdem tastete er alles mit der Hand ab und bekam ein weiches Stück Stoff zu fassen. Es hatte dieselbe Farbe wie das Futter des Aktenkoffers, deshalb hatte er es nicht bemerkt. Er nahm es auseinander und erkannte, dass er mit größter Wahrscheinlichkeit ein Stück Stoff in der Hand hielt, in das eine Pistole eingewickelt gewesen war. Die Waffe war also hier verwahrt worden, und jetzt war sie verschwunden. Martin starre in die Ferne, während sich die Gedanken in seinem Kopf überschlugen. Rubens Pistole war nicht mehr da, und man musste kein Genie sein, um zu begreifen, dass Matte wahrscheinlich damit erschossen worden war.

Nachdem er das Stück Stoff wieder auf den Boden des Aktenkoffers zurückgelegt hatte, blätterte er in den Dokumenten und hoffte, irgendetwas von Interesse zu entdecken. Aber es gab nichts, was auch nur im Entferntesten mit den beiden Morden zu tun zu haben schien. Ein

Sitzungsprotokoll, ein Geschäftsbericht, die Risikoanalyse einer vorgeschlagenen Investition. Martin seufzte, packte die Papiere zurück und blieb noch eine Weile nachdenklich auf dem Bett sitzen. Jemand war in Rubens Zimmer gegangen und hatte die Pistole geholt. Jemand, der wusste, dass Ruben eine Waffe besaß und wo er sie aufbewahrte. Vermutlich galt das für jedes Mitglied der Familie Liljecrona. Noch ein Seufzer. Martin hatte keine Lust, wieder hinunterzugehen und mit der tiefen Trauer dort konfrontiert zu werden. Die Riesenverantwortung, die auf seinen Schultern lastete, wurde ihm langsam zu viel. Doch dann stand er auf. Es hatte keinen Sinn, es hinauszuschieben, er konnte nicht ewig hier sitzen bleiben.

Als Miranda in die Eingangshalle kam, ging die Haustür auf. Kalte Luft und Schnee wehten herein, sie bekam eine Gänsehaut. Kerstin und Börje waren warm eingepackt und stampften sich den Schnee von den Stiefeln.

»Brill, so ein Sauwetter!«, sagte Börje und zog seine Handschuhe aus. »Aber es sieht immerhin so aus, als würde der Sturm nachlassen. Wir sind zum Steg hinuntergegangen und haben nachgesehen. Wenn der Wind so weit nachlässt, dass der Eisbrecher rausfahren kann, dürfen wir bald wieder aufs Festland können.« Er trat zur Seite, damit auch Kerstin ins Haus kommen konnte, und sie schlüpften aus den Daunenjacken, mit denen sie sich gegen den Wind geschützt hatten.

Börje hatte die Jacke schon fast aufgehängt, als etwas in Mirandas Blick ihn innehaltend ließ.

»Was ist denn? Ist etwas passiert?«

Auch Kerstin erstarrte mitten in der Bewegung und schien zu merken, dass irgendetwas nicht stimmte. Miranda konnte zunächst nur nicken. Ihr Hals war wie zugeschnürt, und sie brachte kein Wort heraus. Mit einer Kraftanstrengung räusperte sie sich, um den dringend nötigen Worten freie Bahn zu verschaffen.

»Es ist ... Es ist etwas Schreckliches geschehen ... Matte ... er ...«

Sie hörte, wie die Worte durcheinander hervorquollen und versuchte sich zu konzentrieren, um das zu formulieren, was sie sagen musste.

»Matte, er ... er ist tot.« Die Worte prallten kalt von der Wand ab. Sie klangen hart und endgültig, als sie aus Mirandas Mund kamen, und der Klumpen in ihrem Magen wuchs mit jeder Silbe. Aus der Bibliothek vernahm sie vereinzelte Schluchzer. Die Hausbesitzer sahen aus, als hätte sie der Blitz getroffen.

»Was ... was sagen Sie da?«, stammelte Börje entsetzt. »Aber ... was ...?« Auch ihm schien es schwerzufallen, sich in ganzen Sätzen auszudrücken, und Kerstin, die hinter ihm stand, war vollkommen weiß im Gesicht.

»Aber wie?« Börje schüttelte den Kopf, als versuchte er die Worte loszuwerden, die er soeben gehört hatte.

Miranda räusperte sich erneut. Noch immer hatte sie das Gefühl, dass ihr etwas die Kehle abschnürte.

»Er ist erschossen worden ...«

»Erschossen?« Kerstin schnappte nach Luft. Sie wankte und stützte sich gegen die Wand.

»Erschossen?«, wiederholte Börje wie ein Echo und schüttelte weiter den Kopf.

»Britten hat ihn in seinem Zimmer gefunden«, sagte Miranda, und ihr Blick wanderte zu der geschlossenen Tür der Bibliothek.

»Ach, um Himmels willen. Die Arme.« Kerstins Stimme war voller Mitleid. »Wie ... wie geht es ihr?«, fragte sie.

»Sie steht unter Schock.« Ein lautes Schluchzen drang aus dem Raum hinter der geschlossenen Tür, die gruselige Geräuschkulisse zu dem, was Miranda gerade gesagt hatte.

»Die Arme«, wiederholte Kerstin, schien aber ihre Tatkraft zurückzugewinnen. »Börje,

wir müssen zusehen, dass es Kaffee und belegte Brote gibt, damit unsere Gäste etwas zu sich nehmen können, und das Feuer in Gang halten, damit sie da drinnen nicht erfrieren. Wir kümmern uns um die praktischen Dinge, das ist das mindeste, was wir tun können.«

Ihr energischer Kommandoton weckte sogar Börje aus seiner Erstarrung, und er zog rasch die Stiefel und die Skihose aus.

»Natürlich. Ich übernehme das Feuer, wenn du fürs Essen sorgst«, sagte er und ging in Richtung Bibliothek. Als er die Hand auf der Klinke hatte, hielt er plötzlich inne.

»Wo ... wo liegt er?«

»Im Kühlraum«, antwortete Miranda und hörte, wie ihre Stimme zitterte. »Er liegt im Kühlraum.«

»Und Sie wissen nicht, wer ...?« Börje ließ den Rest des Satzes unausgesprochen.

»Nein. Wir wissen nicht, wer es war«, erwiederte Miranda und wandte Börje und Kerstin den Rücken zu, um in ihr Zimmer hochzugehen. Sie spürte ein schreiendes Verlangen, eine Weile allein zu sein.

Britten sah auf, als sich die Tür öffnete. Börje blickte verlegen herein und blieb in der Türöffnung stehen. Erschüttert sagte er: »Mein Beileid ...« Dann schienen ihm die Worte auszugehen. Sie verstand ihn. Welche Worte gab es denn, die das Geschehene beschreiben konnten?

Er ging zum offenen Kamin und stocherte mit dem Feuerhaken darin herum, bevor er Holz nachlegte.

»Jetzt wird es wenigstens ein bisschen wärmer«, sagte er gedämpft und ging wieder zur Tür. »Kerstin kommt gleich mit Kaffee und Brot«, fügte er hinzu, bevor er die Tür wieder hinter sich schloss. Britten folgte ihm apathisch mit dem Blick. Es war ihr völlig gleichgültig, welche Temperatur im Raum herrschte. Sie bezweifelte, ob sie überhaupt merken würde, wenn es unter null wäre. Ihr Körper schien abgeschaltet worden zu sein, triviale Dinge wie Wärme, Kälte, Hunger und Durst nicht mehr spüren zu können. Ihr Gehirn war mit den Bildern beschäftigt, die sich vor ihrem inneren Auge abspielten und die sie einfach nicht glauben wollte. Wie sollte sie auch? Wie sollte sie akzeptieren können, dass Matte, ihr Matte, tot war?

Lisette saß zusammengesunken vor ihr. Ihr Kopf ruhte auf Brittens Schoß. Sie fühlte, wie ihre Tochter weinend zitterte, und strich ihr abwesend übers Haar. Britten war jetzt nicht in der Lage, Trost zu spenden. Sie konnte die Trauer eines anderen jetzt nicht wahrnehmen. Sie war vollauf damit beschäftigt, ihre eigene zu bewältigen.

Sie erinnerte sich an den Tag seiner Geburt. Er war im Juli zur Welt gekommen, und im Kreißsaal war es unerträglich heiß gewesen. Sie hatte eine Wespe entdeckt, die zwischen den Scheiben des Doppelfensters gefangen war, und hatte sich auf den Kampf des Insekts gegen das Glas konzentriert. Aber kaum war ihr Blick auf Matte gefallen, waren sowohl die Wespe als auch die eigenen Schmerzen wie weggeblasen. Er war so klein. Auch wenn er normales Gewicht hatte, in ihren Augen war er unglaublich klein und zerbrechlich. Mehrmals zählte sie seine Finger und Zehen, als wolle sie damit beschwören, dass alles so war, wie es sein sollte. Er schrie nicht. Überrascht stellte sie fest, dass er stumm auf die Welt gekommen war, die Augen weit offen vor Verwunderung, ein wenig schielend, als er das Neue zu erfassen suchte. Von der ersten Sekunde, in der sie ihn gesehen hatte, liebte sie ihn so sehr, dass sie glaubte, ihr Herz würde zerbrechen. Natürlich hatte sie auch Lisette sofort geliebt, die einige Jahre später geboren wurde. Aber Matte war ihr erstes Kind. Und sie teilten etwas Besonderes. Zwischen ihnen gab es ein einmaliges Band, bereits vom ersten Moment an, als sein neugieriger Blick den ihren gekreuzt hatte. Harald hatte bei der Geburt nicht dabei sein dürfen. Damals war das ja noch so. Aber das hatte das Band zwischen ihr und Matte nur umso stärker gemacht. Sie und er gegen den Rest der Welt. Nichts sollte sie je trennen können.

Zweifellos hatte sich das geändert, als er älter wurde. Die Magie der allerersten Momente kam nicht zurück, aber etwas war geblieben. Das Gefühl, dass sie etwas Außergewöhnliches teilten. Es hatte ihr sehr weh getan, als sie sah, zu welch einer gequälten Seele er heranwuchs, und zu erahnen, mit was für Dämonen er zu kämpfen hatte. Lag es an etwas, was sie getan hatte? Waren Harald und sie daran schuld? Diese Fragen hatten mehrmals gedroht, sie zu ersticken. Doch insgeheim wusste sie, dass das nicht der Fall war. Bereits in den ersten Sekunden, als er warm und klebrig auf ihrer Brust lag, hatte sie seinen ernsten Blick bemerkt. Eine alte Seele, die noch einmal den Weg ins Leben betrat, obwohl sie vielleicht lieber Frieden und Ruhe gefunden hätte. Darüber hatte sie nie mit Harald geredet. Aber ein Teil von ihr war nicht überrascht gewesen, als sie Matte auf dem Boden liegend gefunden hatte, seine schönen blauen Augen blind nach oben starrend.

In gewisser Weise hatte sie immer gewusst, dass die alte Seele in Matte nicht die Kraft hatte, ein ganzes Leben durchzustehen. Diese Seele hatte schon zu viel gesehen, zu viel erlebt. Dass Matte dreißig werden durfte, war mehr als Britten zu hoffen gewagt hatte, aber die Trauer war deshalb nicht weniger schwer zu ertragen. Sie strich Lisette weiter übers Haar.

Martin kam gerade in dem Augenblick in die Küche, als Kerstin frisch zubereiteten Kaffee in eine Thermoskanne goss.

»Ach, könnte ich eine Tasse haben?«, bat er auf der Suche nach jedem Aufputschmittel, das er finden konnte, um gegen seine Müdigkeit und Resignation anzukämpfen.

»Natürlich«, antwortete Kerstin und goss den schwarzen Kaffee in einen großen Becher, den sie ihm reichte. Sie zögerte, fragte aber dann:

»Wir haben gehört, was passiert ist: Wie ist es denn geschehen?«

Auch Börje kam in die Küche, gespannt auf die Antwort.

Martin trank zuerst gierig einen Schluck Kaffee.

»Matte wurde erschossen. Seine Mutter hat ihn in seinem Zimmer gefunden, und bislang haben wir leider keine Ahnung, wer es getan haben könnte.«

»Es muss wohl dieselbe Person gewesen sein, die Ruben ermordet hat«, sagte Börje mit gerunzelter Stirn. Er warf einen Blick zur Tür des Kühlraums.

Martin zuckte die Achseln. »Ich habe ehrlich gesagt keine Ahnung. Aber es gibt gute Gründe anzunehmen, dass es sich um ein und dieselbe Person handelt, ja.«

»Haben Sie die Waffe gefunden?«, fragte Börje und musterte Martin eingehend.

»Nein. In Mattes Zimmer befand sich keine Pistole. Und ich habe gründlich gesucht.«

»Liegt er da drin?« Kerstins Stimme zitterte leicht, als sie in Richtung des Kühlraums nickte.

»Ja. Wir haben ihn neben Ruben gelegt. Aber wir müssen sie rasch aufs Festland bringen. Und wir müssen Techniker holen, bevor alle Spuren verschwinden.« Martin hörte selbst, wie frustriert er klang.

Börje wiederholte, was er kurz zuvor zu Miranda gesagt hatte. »Wir waren gerade unten am Steg. Es ist sehr anstrengend, dorthin durchzukommen, bei all dem Schnee, der gefallen ist. Der Schnee liegt hüfthoch. Aber es geht, und wenn der Wind sich etwas legt, so dass der Eisbrecher rausfahren kann, sollte es möglich sein, das Festland zu erreichen.«

»Können wir das Telefon nicht reparieren?« Martin stellte die Frage ohne große Hoffnung.

Börje schüttelte bedauernd den Kopf:

»Wir haben auch die Leitung überprüft. Die ist herausgerissen, und wir können nichts machen, bevor die Leute von der Telekom herkommen.«

»Tja, dann müssen wir auf den Eisbrecher hoffen«, sagte Martin. »Kriegen wir es mit, wenn er kommt?«

»Glauben Sie mir, das hören wir«, erklärte Kerstin. Sie fing an, Brote zu schmieren. »Der verursacht einen Höllenlärm, und das hört man bis hier rauf. Darüber brauchen wir uns keine Sorgen zu machen.«

»Und ist es sicher, dass sie eine Rinne hierher brechen?«

Börje nickte. »Sie wissen, dass wir Gäste haben. Ich habe letzte Woche mit ihnen gesprochen. Sobald sie rauskönnen, werden sie bis zum Steg heranfahren.«

»Na denn«, sagte Martin und nahm sich ein Brot mit Käse und Schinken. »Dann müssen wir einfach weiter durchhalten. Aber hoffentlich flaut der Wind bald ab, das ist das Beste für alle.«

Alle drei blickten sie zu der geschlossenen Tür des Kühlraums.

Gustav und Bernard sahen sich voller Einverständnis an und verließen diskret die Bibliothek, in die sie zurückgekehrt waren, nachdem sie Martin geholfen hatten, den toten Matte die Treppe hinunterzutragen. Ratlos hatten sie eine Weile in einer Ecke des Raumes gestanden, leise geflüstert und nicht gewusst, wie sie sich gegenüber Mattes Nächsten verhalten sollten. Vivi und Miranda waren schon in ihre Zimmer hochgegangen, aber Bernard und Gustav zogen stattdessen die Jacken an und traten hinaus in die Kälte.

Nach der bedrückenden Stimmung im Haus war es befreiend, frische Luft atmen zu können, so kalt sie auch war.

»Zigarre?« Gustav hielt seinem Sohn fragend ein Etui mit handgedrehten Zigarren hin.

»Ja, die passen wohl genauso gut zu solchen Gelegenheiten wie zu festlichen Anlässen«, sagte Bernard und nahm sich eine. Er schnitt geübt die Spitze ab, zündete die Zigarre an und sog genussvoll den Rauch ein. Die Zigarre schmeckte ausgezeichnet. Billig war sie ganz sicher nicht, so wie er seinen Vater kannte. Zu Hause hatte Gustav ein kleines Vermögen an Zigarren im Humidor.

Auch Gustav genoss die ersten Züge und schloss die Augen, als er langsam den Rauch ausatmete.

»Was hältst du von der Sache?« Gustav starrte in die Dunkelheit und zog seine Jacke fester um sich.

»Tja, was zum Henker soll man glauben?« Bernard nahm noch einen Zug. »Das Ganze ist ja eine ziemliche Farce, nicht wahr.«

»Farce ist vielleicht nicht das richtige Wort«, erwiederte Gustav und bedachte Bernard mit einem scharfen Blick.

»Na ja, so habe ich es nicht gemeint, ich wollte nur sagen, dass die ganze Geschichte schon ein wenig ... Absurd ist vielleicht ein besseres Wort.«

»Da bin ich einverstanden.« Gustav zog an der Zigarre. »Absurd ist noch untertrieben. Verdammter harter Schlag für Britten und Harald.«

»Ja, verflucht, es ist tragisch.« Bernard schnippte ein wenig Asche von der Zigarre.

»Aber was denkst du denn? Wer hat Matte und Ruben umgebracht? Ich muss zugeben, ich hätte nicht gedacht, dass irgendjemand in dieser Familie den Schneid hat, so eine Sache durchzuziehen.«

Bernard lachte.

»Ja, ich neige dazu, dir zuzustimmen, Papa. Weißt du, eine Weile hatte ich dich in Verdacht. Aber das war, bevor Matte gestorben ist.«

»Mich?!« Gustav blickte seinen Sohn beleidigt an.

»Ja, ich weiß ja, wie hart Großvater mit dir in letzter Zeit ins Gericht ging, und ich dachte, ... dass du die Sache ganz einfach selbst in die Hand genommen hast.« Bernard lachte erneut und drückte die Zigarre im Schnee auf dem Treppengeländer vor der Haustür aus.

»Nein, also bitte«, sagte Gustav empört. »Sollte ich meinen eigenen Vater umgebracht

haben? Manchmal frage ich mich, ob bei dir nicht eine Schraube locker ist.«

Bernard schüttelte den Kopf.

»Sieh es als Kompliment. Alle anderen scheinen dich ja für ein Weichei zu halten. Dass ich dich in Verdacht hatte, bedeutet immerhin, dass ich davon ausgehe, dass noch ein Funken Tatkraft in dir steckt.«

Gustav reagierte wider Willen geschmeichelt auf die Worte seines Sohnes.

»Ja, hm, da hast du vielleicht recht.« Auch er drückte die Zigarre im Schnee aus und steckte die Hände in die Taschen seines schwarzen Mantels.

»Glaubst du, Harald wäre in der Lage ... ?« Bernard ließ die Frage in der Luft hängen.

Gustav sah aus, als wolle er protestieren, dann aber schien er ernsthaft über die Frage nachzudenken.

»Wäre da nur Ruben gewesen, dann ... vielleicht. Aber Matte? Ich kann nur sehr schwer glauben, dass er seinen eigenen Sohn kaltblütig erschießen könnte.«

»Aber wir wissen ja nicht, wie es abgelaufen ist«, sagte Bernard. »Sie haben vielleicht gestritten, und dann hat sich der Schuss gelöst ... Ja, was weiß ich. Aber für komplett unwahrscheinlich halte ich das nicht.«

»Nein, das stimmt schon«, sagte Gustav langsam. »Ganz unmöglich ist es nicht. Harald hat auch einen ordentlichen Teil von Papas ... Zorn abbekommen, und er war ja schon immer sehr empfindlich ... « Er sah nachdenklich aus.

»Wir können nur hoffen, dass die Polizei vom Land die Sache rasch übernimmt. Lisettes Kerl ist ja kaum trocken hinter den Ohren, ich kann mir nur schwer vorstellen, dass er die Angelegenheit löst.« Bernard lachte.

»Nein, auf diesen Grünschnabel sollten wir nicht setzen«, sagte Gustav und lachte auch.

»Grünschnabel! Jetzt klingst du wie in einem alten Schwarzweißstreifen«, sagte Bernard und öffnete die Haustür.

»Mein Lieber, sei nicht so unverschämt zu deinem Vater!«

Gustav ging als Erster ins Haus, und sie setzten sogleich eine den Umständen angepasste, düstere Miene auf.

»Könnten wir uns kurz unterhalten? Geht das?« Martin, der verlegen den Kopf in die Bibliothek gesteckt hatte, wandte sich an Harald.

Harald sah Britten fragend an. Sie nickte. Er warf noch einmal einen Blick auf seine Frau und seine Tochter und folgte dann Martin.

»Wir könnten uns in den Speisesaal setzen, wenn Sie einverstanden sind«, sagte Martin. Harald sagte nichts, ging aber hinter ihm her. Sie ließen sich an einem Tisch ganz am Ende des Raumes nieder, und Kerstin brachte ihnen diskret Kaffee und Brote, bevor sie zu den anderen in die Bibliothek ging.

»Essen Sie doch etwas«, sagte Martin und schob Harald die Platte mit Brot hin. Doch der verzog nur das Gesicht und stieß die Schüssel weg.

»Ich muss Ihnen ein paar Fragen stellen«, sagte Martin. Er schämte sich, so aufdringlich sein zu müssen, aber Harald schien es ihm nicht übelzunehmen.

»Fragen Sie nur«, antwortete er müde und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.

»Es geht um die Pistole Ihres Vaters«, erklärte Martin und sah, wie Harald zusammenzuckte.

»Die Pistole meines Vaters? Was hat die mit ... ?« Und langsam schien ihm ein Licht aufzugehen. »Wurde Matte etwa damit ... ?« Er wurde aschfahl.

»Das weiß man nicht sicher, bevor die Techniker ihre Arbeit getan haben. Aber sie fehlt, es gibt also schon gute Gründe anzunehmen ... « Er beendete den Satz nicht. »Wer wusste davon?«, fuhr er stattdessen fort, um bestätigt zu bekommen, was er bereits gehört hatte.

Haralds Hand zitterte, als er seine Kaffeetasse hob. »Alle in der Familie. Alle wussten davon. Vor fünfzehn Jahren wurde mein Vater Opfer eines Entführungsversuchs. Nur zwei Tage bevor die Täter ihren Plan in die Tat umsetzen wollten, betränkten sie sich in einem Pub und erzählten der falschen Person zu viel. Aber ich weiß, dass mein Vater es richtig, richtig mit der Angst bekam. Vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben. Sie hatten eine Kiste gebaut, in die sie ihn stecken wollten. Vater sah ein Bild davon in einer Abendzeitung, und am Tag darauf besorgte er sich eine Pistole. Er hatte sie ständig dabei. Die ganze Familie wusste das.«

»Offenbar bewahrte er sie in der Aktentasche auf.«

»Ja.«

»Hat er diese Aktentasche sonst immer abgeschlossen?«

Martin streckte die Hand nach einem Brot aus.

»Das war ein oft diskutierter Punkt in der Familie. Er war damit sehr nachlässig. Die Aktentasche hat ja ein Kombinationsschloss, aber er war zu faul, es einzustellen. Wir haben ihn oft deshalb gescholten, einerseits wegen der Pistole, andererseits wegen all der geheimen Papiere und Ähnlichem, was sich manchmal in der Tasche befand. Es gibt Menschen, die alles in der Welt tun würden, um an solche Informationen zu gelangen. Aber damit war er merkwürdigerweise sehr sorglos.«

»Und das war auch allgemein bekannt in der Familie?«

»Ja.« Harald schüttelte ungläubig den Kopf. »Aber ich kann nicht glauben ... Ich meine, wer sollte ...? Wer in der Familie sollte überhaupt auf den Gedanken kommen? Matte hat doch keiner Fliege etwas zuleide getan ...« Tränen glänzten in seinen Augen.

Es fiel ihm schwer, das zu sagen, aber Martin war dazu gezwungen:

»Heute Morgen sah es so aus, als habe er Bernard durchaus etwas zuleide getan.«

»Er wurde provoziert«, fauchte Harald, aber die Wut verpuffte genauso rasch, wie sie aufgelodert war, und er fügte gedämpft hinzu:

»Bernard hat ein großes Talent, die Schwachstellen der anderen zu finden und sich zunutze zu machen. Ich hatte schon immer das Gefühl, dass zwischen ihm und Matte ein Konflikt schwelte, und ich ... ich hätte wohl herausfinden sollen, was das war ...« Er setzte sich plötzlich aufrecht hin.

»Denken Sie, dass Bernard ihn ...?« Sein Gesicht bekam auf einmal ein wenig mehr Farbe.

Martin hob abwehrend die Hände. »Im Augenblick denke ich gar nichts. Und wir wollen die Lage nicht mit einer Menge falscher Anschuldigungen verkomplizieren.« Er musterte Harald streng. Der nickte und sagte:

»Ich versteh'e. Ich werde mich zurückhalten. Aber beim geringsten Beweis, dass er ...« Seine Miene wurde finster.

»Beweis ...« Dieses Wort löste in Martin etwas aus. Er hatte etwas übersehen. Irgendetwas hätte er tun oder sehen müssen, doch was? Er wiederholte das Wort noch einmal innerlich ... Beweis ... Richtig! Er hatte oben in Mattes Zimmer etwas vergessen. Er stand abrupt auf.

»Entschuldigen Sie mich, Harald, es gibt da eine Sache, die ich überprüfen muss. Vielen Dank für Ihre Hilfe.« Er ging in Richtung Tür, blieb aber noch einmal stehen, bevor er den Speisesaal verließ, und sagte freundlich: »Versuchen Sie, etwas zu essen.« Dann lief er rasch die Treppe hinauf.

Vivi kloppte vorsichtig an Mirandas Tür. Das Zimmer der Tochter lag genau gegenüber von ihrem und Gustavs, und sie hatte einige Minuten zuvor gehört, wie die Tür geöffnet und geschlossen worden war. Sie selbst hatte ausgestreckt auf dem Bett gelegen, an die Decke gestarrt und die Gedanken schweifen lassen. Chaotische, finstere Gedanken. Jedes Mal, wenn sie

die Augen schloss, sah sie Mattes Leichnam vor sich. Das Blut auf dem Brustkorb und auf dem Boden. Brittens Gesichtsausdruck, als sie den Kopf ihres Sohnes im Schoß hin und her wiegte. Schließlich ließ Vivi die Augen offen. Die Bilder waren weniger stark, weniger unheimlich, wenn sie sich stattdessen auf die Zimmerdecke konzentrierte. Ihre eigene Schuld lastete schwer auf ihr. Das Gewicht von Geheimnissen, die viel zu lange im Dunkeln geschlummert hatten. Ihre Angst hatte die Geheimnisse sicher gewahrt, aber jetzt brachen sie unweigerlich hervor. Warum, wusste Vivi nicht. Sie hatte nie das Bedürfnis verspürt, ihr Gewissen zu erleichtern, sondern eigentlich beschlossen, die Geheimnisse mit ins Grab zu nehmen. Aber jetzt war alles anders. Vielleicht lag es daran, dass sie zum ersten Mal von nahem mit dem Tod konfrontiert worden war. Vielleicht war es der Ausdruck in Brittens Gesicht. Nichts konnte schlimmer sein. Im Vergleich zu dem Schmerz, ein Kind verloren zu haben, wirkte alles andere lächerlich. Auch Geheimnisse. Manche Dinge vertragen kein Tageslicht, hatte sie stets gedacht. Zum ersten Mal schien nun Sonne auf ihr Geheimnis zu fallen, und es wirkte vollkommen unbedeutend. Vivi stand auf. Sie spürte eine ungewohnte Entschlossenheit. Ihr ganzes Leben lang hatte sie keine einzige unangenehme Entscheidung getroffen, sondern stets versucht, den Weg nach vorn möglichst gerade, breit und eben zu gestalten. Jetzt stand sie im Begriff, Öl ins Feuer zu gießen, von dem kaum jemand wusste, dass es überhaupt existierte.

Sie zog sich eine Weste über und schlüpfte in die Pantoffeln, die sie ordentlich neben das Bett gestellt hatte. Ein kurzes Zögern, bevor sie die Tür aufzog, aber sobald sie im Flur war, wusste sie, dass es kein Zurück mehr gab. Der Augenblick war gekommen.

Nach wenigen Schritten stand sie vor der Tür zu Mirandas Zimmer. Sie kloppte vorsichtig an. Zuerst hörte sie ein Geraschel, dann die fragende Stimme ihrer Tochter:

»Wer ist da?«

»Ich bin's.«

Schritte waren zu hören, dann öffnete Miranda mit besorgter Miene die Tür: »Ist etwas passiert?«

Vivi schüttelte eilig den Kopf. »Nein, nichts ist passiert.« Sie zögerte. »Kann ich kurz reinkommen?«

»Ja, natürlich, komm nur.« Miranda trat zur Seite, um sie hereinzulassen. »Ich habe nur ein wenig gelesen. Wollte kurz weg von ... von all dem.« Sie sah einen Augenblick lang sehr traurig aus, und Vivi fragte sich, ob sie das Richtige tat. Aber die Zweifel verschwanden so schnell, wie sie gekommen waren. Es war Zeit, reinen Tisch zu machen.

»Es gibt etwas, was ich dir erzählen muss.« Vivi ließ sich vorsichtig auf dem Bett ihrer Tochter nieder.

»Ja?«, sagte Miranda und setzte sich neben ihre Mutter.

»Ich ...« Vivi stockte und griff sich wie gewöhnlich an den Hals. Plötzlich wusste sie nicht, wie sie fortfahren sollte. Wie sie es sagen sollte. Sie räusperte sich.

»Ich habe eine Dummheit gemacht. Vor vielen Jahren. Aber ich habe es nie bereut«, fügte sie eilig hinzu. Ihre Tochter blickte sie verwirrt an. Sie hatte wirklich keinen blassen Schimmer, wovon ihre Mutter redete.

»Ich ... Ich hatte eine kurze Affäre. Mit einem anderen Mann. Und ich wurde schwanger.«

Mirandas Augen wurden groß und rund. Sie hob die Hände, als ob sie sich wie ein Kind die Ohren zuhalten wollte, um nicht mitzubekommen, was sie vermutlich nicht hören wollte. Aber sie ließ sie wieder in den Schoß sinken und starre ihre Mutter sprachlos an.

»Dein Vater weiß nichts davon. Er dachte wohl schon, dass du etwas früh gekommen bist, aber Männer ... ja, die sind gut darin, sich selbst zu täuschen. Manchmal frage ich mich, ob er diesen Gedanken je in Erwägung gezogen hat, aber ich glaube nicht.« Sie schnaubte.

»Du willst mir also sagen, dass ich ...« Miranda schluckte und starre ihre Mutter weiter an. Vivi konnte beinahe sehen, wie Mirandas Gehirn die Informationen verarbeitete.

»Ja, ich will damit sagen, dass Gustav nicht dein Vater ist.« Vivi wunderte sich, wie leicht es war, auszusprechen, was dreißig Jahre lang in ihrem Herzen verborgen gewesen war. Wachsam hatte sie das Geheimnis gehütet, es daran gehindert, herauszukommen, und überhaupt nicht mehr daran gedacht. Und nun saß sie hier und erzählte alles ruhig und nüchtern.

Sie fühlte sich zunehmend erleichtert. Erst jetzt wurde ihr klar, wie schwer diese Bürde gewesen war.

»Aber wer ...?« Miranda schluckte erneut. Ihre Hände zuckten unruhig auf ihrem Schoß.

»Harald.« Vivi zupfte ein paar kleine Flusen von der Decke. »Harald ist dein Vater. Wir hatten eine ganz kurze Affäre, die ich beendet habe, als ich merkte, dass ich schwanger war.«

Miranda schnappte nach Luft, und Vivi fuhr sogleich fort:

»Niemand außer mir und vielleicht Harald weiß etwas. Aber ich wollte, dass du weißt, Matte war dein Bruder, nicht dein Cousin.« Ihr wurde fast schwindelig vor Erleichterung, als sie das ausgesprochen hatte. Es war, als hätten die Ereignisse dieses Wochenendes, all diese Tragik um Rubens und Mattes Tod, eine befreiende Wirkung auf sie. Wovor sollte man sich noch fürchten, wenn der Himmel bereits eingestürzt war?

»Matte ... war ... mein ... Bruder ...« Miranda wiederholte fassungslos, was Vivi gerade gesagt hatte. »Ich kann das nicht glauben ...« Sie schüttelte den Kopf, ließ ihre Mutter aber nicht aus den Augen. »Aber wie ... wann?«

»Wir können nachher noch darüber sprechen«, sagte Vivi und streichelte die Hand ihrer Tochter. »Ich glaube, dass du das jetzt erst einmal in Ruhe verdauen musst. Später kannst du mir alle Fragen stellen, die du auf dem Herzen hast. Jetzt weißt du es jedenfalls.«

Als Vivi aufstand, um zu gehen, hörten sie und Miranda, wie jemand die Treppe hinaufließ. Vivi öffnete die Tür zum Flur und wurde fast von Martin umgerannt.

»Entschuldigung«, sagte sie, aber er schien keine Notiz von ihr zu nehmen. Sie sah, wie er vor Mattes Zimmer stehen blieb, und fragte sich, weshalb er so eilig dorthin wollte.

Martin war wütend auf sich. Wie konnte er so verflucht nachlässig sein? Er hatte einen Beweis, einen einzigen möglichen Beweis, und den ließ er einfach im Zimmer liegen. Was war, wenn der Mörder ihn sich schon wiedergeholt hatte?

Fluchend riss Martin die Tür zu Mattes Zimmer auf. Dann blieb er stehen und beruhigte sich, als er die Blutlache auf dem Boden sah. Es machte die Sache nicht besser, wenn er ins Zimmer stürzte und dabei mögliche Spuren zertrampelte. Stattdessen ging er vorsichtig zum Nachkästchen. Er merkte erst, dass er die ganze Zeit die Luft angehalten hatte, als er ausatmete, sobald er es dort liegen sah. Das Handy. Das zweite Telefon. Nicht das von Matte, sondern von jemand anderem.

Er klappte es auf. Es war ausgeschaltet, und er brauchte einen PIN-Code, um es anzumachen und zu sehen, wem es gehörte. Typisch! Er klappte es wieder zu und steckte es ein. Langsam ging er die Treppe hinab und blieb dann kurz vor der geschlossenen Bibliothekstür stehen, bevor er sie öffnete und hineinging. Beim Eintreten spürte er beinahe körperlich, wie ihm die Trauer entgegenschlug. Einen Moment lang überlegte er, wieder kehrtzumachen und die anderen nicht zu stören. Aber zugleich war ihm klar, dass es keine Alternative gab.

Er räusperte sich.

»Gibt es wirklich keine Möglichkeit, von hier wegzukommen?« Brittens Stimme klang schwach und brüchig. Martin, der nur zwei Meter von ihr entfernt stand, konnte sie kaum hören.

Er schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Aber Börje und Kerstin waren unten am Steg, und wenn der Sturm noch ein bisschen nachlässt, kommt der Eisbrecher.«

»Können wir dann Matte mitnehmen?« Britten wickelte sich fester in die Decke. Martin

sah, dass sie mit den Zähnen klapperte, obwohl das Feuer inzwischen den Raum erwärmt hatte.

»Wir werden dafür sorgen, dass er mitkann«, sagte Martin und hoffte, keinen Fehler zu machen, wenn er ihr es versprach. Er brachte es nicht über sich, ihr das zu verweigern, da sie jeden Moment zusammenzubrechen drohte.

»Ich habe eine Frage. Kennt jemand dieses Handy?« Er hielt das Mobiltelefon hoch.

»Das ist meins«, antwortete Bernard sofort. »Wo haben Sie es gefunden?«

»In Mattes Zimmer.«

Bernards Gesicht zeigte keine Regung. »Wie ist es dort gelandet?«

»Genau das wollte ich Sie fragen«, erwiderte Martin und sah Bernard herausfordernd an.

»Ich habe keine Ahnung. Als ich es zuletzt gesehen habe, lag es in meinem Zimmer. Ich wollte es nicht die ganze Zeit mit mir rumschleppen, wo es hier ja doch keinen Empfang gibt.«

»Und wann haben Sie es zuletzt gesehen?«

»Heute Morgen beim Aufwachen«, antwortete Bernard. »Ich habe es als Wecker benutzt und draufgeguckt, als ich aufgewacht bin.«

»Und seitdem waren sie also nicht in Mattes Zimmer?« Martin hörte, wie barsch er klang, aber nach diesem Tag war er so gestresst, dass er seine Gefühle nicht mehr richtig in Schach halten konnte.

»Nein, ich war überhaupt nicht in Mattes Zimmer! Beschuldigen Sie mich etwa?«

Bernard trat einen Schritt vor, aber sein Vater legte ihm beschwichtigend eine Hand auf den Arm.

»Martin macht nur seine Arbeit, Bernard. Immer mit der Ruhe. Wir werden dieser Sache schon auf den Grund gehen.« Gustav warf einen Blick zu Britten, die ins Leere starnte und nicht mitzukriegen schien, was gesagt wurde.

Bernard schüttelte die Hand seines Vaters ab und wiederholte in ruhigerem Ton: »Ich war nicht in Mattes Zimmer. Ehrlich nicht.«

»Dann haben Sie auch keine Ahnung, wie Ihr Telefon dorthin gelangt sein könnte?«

»Jemand muss in meinem Zimmer gewesen sein und es genommen haben«, sagte Bernard stirnrunzelnd. »Ja, so muss es sein. Jemand will den Verdacht auf mich lenken. Der Mörder muss mein Telefon genommen haben und dann in Mattes Zimmer gelegt haben.«

»Könnte ich einen Blick in Ihr Zimmer werfen?«

»Ja klar.« Bernard breitete die Arme aus und ging zur Tür. »Ich habe nichts zu verbergen. Sie können jederzeit nachsehen.« Sein Ton war leicht höhnisch, und Martin musste sich zusammenreißen, um ihm keinen Fußtritt zu verpassen.

Er folgte Bernard in die erste Etage. Ganz oben auf der Treppe trafen sie Vivi und Miranda, die auf dem Weg nach unten waren. Beide hatten einen seltsamen Ausdruck im Gesicht, aber Martin zerbrach sich nicht weiter den Kopf darüber.

»Was macht ihr?«, fragte Vivi Bernard.

»Nichts. Wir überprüfen nur etwas«, sagte Bernard abwehrend und ging zu seinem Zimmer. Martin war ihm dicht auf den Fersen.

»Sehen Sie, es ist nicht abgeschlossen. Jeder könnte einfach reinspazieren.« Bernard öffnete demonstrativ die Tür und bedeutete Martin mit einer Handbewegung, vor ihm hineinzugehen.

Alles im Zimmer war unglaublich ordentlich. Drei weiße, sorgfältig gebügelte Hemden hingen im offenen Wandschrank. Ein Paar glänzende schwarze Schuhe, die gleichen wie die, die Bernard trug, standen darunter. Keine Reisetasche war zu sehen, die musste also irgendwo weggeräumt sein. Ein Buch lag auf dem Nachtkästchen. Die Abenteuer des Sherlock Holmes. Martin ging gerade durch den Kopf, dass er Bernard nicht für einen großen Leser gehalten hätte, als der hinter ihm wie vom Donner gerührt stehen blieb.

»Das habe ich nicht dorthin gelegt.«

»Was?«, fragte Martin und drehte sich um, damit er sehen konnte, wohin Bernard blickte.

»Das Buch. Das gehört mir nicht.«

Martin hob eine Augenbraue. »Sie behaupten also, dass sich jemand hier reingeschlichen hat, um Ihr Handy zu stehlen und ein Buch auf Ihren Nachttisch zu legen. Das klingt ein wenig an den Haaren herbeigezogen, wenn Sie mich fragen ...«

»Ja, aber so ist es«, antwortete Bernard gereizt. »Ich lese nur Wirtschaftsmagazine. Und Sherlock Holmes war Großvaters Steckenpferd. Ich finde das einfach nur bescheuert.«

»Sind Sie sicher, dass es heute Morgen noch nicht hier lag?«

»Haben Sie nicht gehört, was ich gesagt habe?« Bernards arrogante Stimme hallte zwischen den Wänden. »Ich besitze nicht einmal so ein Buch. Und ja, das lag heute Morgen nicht da. Jemand ... hat ... es ... hierhin ... gelegt.« Den letzten Satz sprach Bernard langsam und deutlich aus, als rede er mit einem Baby. Erneut packte Martin die Lust, ihm einen saftigen Tritt gegen das Schienbein zu verpassen. Aber er beherrschte sich.

»Sie brauchen nicht zu übertreiben. Ich höre, was Sie sagen«, erwiderte Martin scharf.

»Fällt Ihnen noch etwas auf, was Ihnen seltsam erscheint? Etwas anderes, was verschwunden ist oder dazukam?«

Bernard sah sich um, schüttelte aber dann den Kopf. »Nein, sonst sieht alles so aus, wie ich es verlassen habe.«

Martin kniete sich auf den Boden und hob die Tagesdecke an.

»Was tun Sie da?« Bernard blickte ihn verblüfft an. »Aha, Sie suchen nach der Pistole.«

»Ja«, sagte Martin und kniff die Augen zusammen, um unter dem Bett bis zur Wand sehen zu können. »Haben Sie etwas dagegen?«

»Nein, verdammt, tun Sie sich keinen Zwang an!« Bernard lehnte sich an die Wand, kreuzte die Arme und beobachtete amüsiert, wie Martin auf dem Boden herumkroch. Nach einer Weile stand Martin wieder auf, klopfte sich die Hose ab und fragte:

»Ich nehme an, Sie haben einen Koffer dabei. Dürfte ich einen Blick hineinwerfen?«

»Sure«, antwortete Bernard und zeigte auf den Wandschrank. »Der steht da. Wühlen Sie ruhig in meiner Unterwäsche.«

Martin zog den Koffer aus dem engen Fach, legte ihn auf den Boden und öffnete den Verschluss. Er suchte eine Weile zwischen den Kleidern, tastete sorgfältig die Seitenfächer ab, fand jedoch nichts.

»Keine rauchende Pistole?«, fragte Bernard und sah zu, wie Martin den Koffer zurückstellte.

»Nein«, sagte Martin. »Nichts zu finden.«

»Gelte ich jetzt als Hauptverdächtiger?« Bernard schien die Situation sehr zu belustigen.

»Sie stehen zumindest sehr weit oben auf der Liste. *Don't leave town*, wie sie in den Filmen sagen.«

»Nein, da besteht keine Gefahr.« Bernard lachte. »Wobei es sich ja so anhört, als hätte sich das Wetter ein wenig beruhigt. Vielleicht kommen wir bald von diesem gottverlassenen Ort weg.«

»Hoffen wir es.« Martin blickte sich ein letztes Mal um, bevor er das Zimmer verließ. Bernard folgte ihm.

»Könnte ich mein Handy zurückhaben?«, fragte Bernard und streckte die Hand aus.

»Nein, das behalte ich vorerst«, entgegnete Martin und legte die Hand auf die Tasche.

»Sie haben ja keinen Empfang, da nützt es Ihnen ohnehin nichts.«

»Und was ist mit dem Buch?«

»Ich frage unten, ob jemand es dorthin gelegt hat. Aber ich würde mich wundern, wenn das einer freiwillig zugibt. Oder was denken Sie? Ist es vielleicht irgendwie eine Botschaft an

Sie?«

»Falls ich es nicht selbst dorthin gelegt habe, um Verwirrung zu stiften. Vergessen Sie nicht, dass ich der Hauptverdächtige bin.« Bernard lachte wieder, und diesmal konnte Martin sich nicht zurückhalten.

»Finden Sie das lustig? Ihr Cousin ist tot, Ihr Großvater auch, und Sie scheinen das Ganze als eine Art von Unterhaltung zu betrachten.«

»Ich weine innerlich«, sagte Bernard und fasste sich dramatisch an die Brust.

Martin konnte seinen Anblick nicht mehr ertragen. Er drängte sich an ihm vorbei und ging wieder nach unten. In der Diele traf er Börje.

»Das Wetter wird besser«, stellte der fest, und Martin nickte. »Ja, das haben wir gemerkt. Vielleicht können wir bald weg.«

»Nun, es ist ja nicht so, dass wir es gern sehen, wenn unsere Gäste schnellstens wieder fortwollen. Aber in diesem Fall verstehe ich Sie.« Börje zeigte in Richtung Bibliothek. »Es gibt frischen Kaffee.«

»Danke«, sagte Martin. Hinter sich hörte er Bernard die Treppe herunterkommen. Martin ging rasch in die Bibliothek, um sich keine weiteren dummen Kommentare anhören zu müssen.

»Wo waren Sie?« Harald hatte einen Teil seiner Sicherheit zurückgewonnen und blickte Martin herausfordernd an.

»Wir haben nur eine Sache überprüft«, sagte er und winkte abwehrend mit der Hand. Er würde sie alle informieren, sobald die Zeit dazu da war, wollte es aber im eigenen Takt tun.

Er ging zu dem Tisch mit der Kaffeekanne und schenkte sich eine Tasse ein, bevor er sich auf dem Sofa niederließ. Lisette hatte den Platz zu Füßen ihrer Mutter verlassen. Sie saß nun am anderen Ende des Sofas und starre mit glasigem Blick zu Boden. Martin streckte eine Hand aus und strich ihr über den Arm, der auf dem Sofakissen neben ihr lag. Sie reagierte nicht, stieß seine Hand aber zumindest nicht weg. Martin wurde klar, dass er seine Pflichten als Freund aufs Gröbste vernachlässigt hatte. Als Exfreund wohlgemerkt, doch er hatte nicht einmal versucht, sie zu trösten.

Hinter sich hörte er, wie Bernard seinem Vater von dem Buch auf dem Nachtkästchen erzählte, und Martin beeilte sich, ihm zuvorzukommen.

»Scheinbar war im Laufe des Tages jemand in Bernards Zimmer. Zumindest behauptet Bernard das«, konnte er sich nicht verkneifen, hinzuzufügen, »und dieser Jemand hat offenbar ein Mobiltelefon mitgenommen und ein Buch auf den Nachttisch gelegt. Wer kann etwas dazu sagen?« Martin sah sich in der Bibliothek um. Tiefes Schweigen. Britten schien die Frage nicht gehört zu haben. Bernard und Gustav schüttelten nur den Kopf. Vivi und Miranda saßen ihm auf dem Sofa gegenüber und wirkten ebenfalls sehr abwesend. Miranda war leichenblass, und Martin erinnerte sich plötzlich an den seltsamen Gesichtsausdruck von ihr und ihrer Mutter, als er ihnen auf der Treppe begegnet war. Noch etwas, was er genauer unter die Lupe nehmen musste.

»Was war das für ein Buch?«, fragte Lisette und blickte Martin an.

»Etwas mit Sherlock Holmes. Ein Sammelband, glaube ich.«

Lisette kicherte. Ein hohles, merkwürdiges Kichern. »Das gehört bestimmt Großvater. Er war ganz besessen von Sherlock Holmes.«

»In jüngeren Jahren war er Vorsitzender einer Sherlock-Holmes-Gesellschaft«, fügte Harald hinzu. »Und danach blieb er Mitglied. Ich hatte immer das Gefühl, dass die Gesellschaft – und sein Interesse dafür – nur ein Vorwand war, damit sich eine Gruppe alter Männer einmal im Monat treffen konnte, um über Gott und die Welt zu reden und dabei Whiskey zu trinken.«

»Nein, das war ein aufrichtiges Interesse.« Brittens Stimme war noch immer kaum hörbar. »Es hat auf Matte abgefärbt, und sie diskutierten immer über die Bücher, wenn sie sich freitags trafen.«

»Aber haben Sie denn keine Ahnung, wer das Buch dorthin gelegt haben könnte und weshalb?« Keine Antwort.

Gustav räusperte sich. »Keine Spur von der Pistole?«

»Nein, leider nicht.« Es wurde wieder still. Alle waren im Raum versammelt, und zum ersten Mal wurde es Martin richtig klar. Eine der Personen war ein Mörder. Es gab keine andere Alternative. Zwei Männer lagen tot in der Kühlkammer. Der eine vergiftet, der andere erschossen, und Jemand musste die Morde begangen haben, und dieser Jemand musste sich in diesem Raum befinden. Ein Schauer durchlief Martin. Ein furchtbarer Gedanke.

»Was passiert, wenn wir aufs Festland kommen?« Miranda stellte die Frage, die vermutlich alle beschäftigte.

»Sie werden von meinen Kollegen auf der Polizeistation verhört. Die Techniker fahren hierher und machen die notwendigen Untersuchungen.« Er zögerte, fuhr dann aber fort: »Ruben und Matte werden in die Rechtsmedizin gebracht und obduziert. Hoffentlich können wir den Fall relativ schnell aufklären.«

Miranda nickte. Ihr Blick wanderte von einem zum anderen, und sie schien dasselbe zu denken wie Martin. Es war, als sähe sie ihre Verwandten zum ersten Mal. Dann blickte sie zu ihrer Mutter, und wieder bekam sie diesen merkwürdigen Gesichtsausdruck. Vivi ihrerseits sah Martin an, und er las in ihrer Haltung eine Ruhe, die er zuvor nicht wahrgenommen hatte. Viel von ihrer Nervosität schien verschwunden zu sein, und seine Neugier war endgültig geweckt. Er beschloss, dieser Sache auf den Grund zu gehen.

»Vivi ... könnten wir uns kurz unterhalten? Im Büro?«

Sie nickte nur und stand auf.

Als sie zum zweiten Mal an diesem dramatischen Wochenende in dem kleinen Büro einander gegenüber Platz nahmen, sah er eine andere Frau vor sich als bei der ersten Befragung.

»Ich habe den Eindruck, dass etwas geschehen ist, von dem ich nichts erfahren habe.« Er zögerte einen Moment und fuhr dann fort. »Ja, ich kann nicht konkret sagen, was es ist, doch es scheint ...« Martin suchte nach dem richtigen Begriff, wurde aber von Vivi unterbrochen.

»Ihr Blick ist schärfer, als ich dachte.« Durch ihre Ruhe war sie eine ganz neue Persönlichkeit, und das gefiel Martin. Was auch immer diese Veränderung verursacht hatte, die Wirkung war jedenfalls positiv.

»Angenommen, ich sage, es handelt sich um eine Familienangelegenheit, die nicht das Geringste mit den Morden zu tun hat, lassen Sie es dann unberücksichtigt?« Sie legte den Kopf schief und musterte ihn, während sie seine Antwort abwartete.

»Nein«, erwiderte Martin. »Im Augenblick lege ich fest, was relevant ist und was nicht. Ich wäre Ihnen deshalb dankbar, wenn Sie es mir erzählten, auch wenn Sie es lieber für sich behielten.«

»Ich war mir sicher, dass Sie das sagen würden«, antwortete Vivi. »Nun ja, die Büchse der Pandora ist ja bereits geöffnet, da kann ich die Polizei auch gleich informieren.« Sie lachte, und Martin empfand zunehmend Sympathie für diese Frau. Es war, als sei sie zum Leben erwacht. Als hätte eine starke, lebendige Vivi ihre empfindliche Schale abgeschüttelt.

»Was Sie soeben beobachtet haben, waren die Nachwirkungen eines Gesprächs zwischen mir und Miranda, in dem ich ihr gesagt habe, dass sie nicht Gustavs Tochter ist, sondern Haralds.«

Martin war starr vor Staunen. Er war auf vieles gefasst gewesen, aber nicht darauf, und er unterbrach Vivi nicht.

»Ich hatte eine kurze Affäre mit Harald und wurde schwanger. Das Ergebnis war Miranda.«

»Und Bernard?« Martin war noch immer von den Socken.

Vivi schnaubte verächtlich. »Nein, Bernard ist von Gustav, er kommt ganz nach seinem Vater. Miranda hat viel mit Matte gemein, finde ich.«

Zum ersten Mal, seit sie angefangen hatte zu sprechen, zitterte ihre Stimme.

»Deshalb war ich der Meinung ... Ja, ich war der Meinung, dass Miranda unbedingt wissen sollte, dass ihr Bruder gestorben ist, nicht ihr Cousin.«

»Und Gustav? Weiß er es?« Martin traute noch immer kaum seinen Ohren. Es war wie Kino.

»Gustav ... nein, er könnte sich nicht einmal vorstellen, dass ich ihn betrüge. In seinen Augen zähle ich nichts. In jeder Hinsicht. Er wäre in erster Linie wohl ... überrascht, denke ich. Und natürlich wütend auf Harald.«

»Aber Harald weiß davon?«

Vivi lachte. »Ja, er war ja dabei, als sie gemacht wurde. Aber ganz sicher war er sich wohl nie, ob Miranda von ihm war oder doch von Gustav. Aber natürlich wusste er, dass es der Fall sein konnte.«

»Sie müssen große Angst gehabt haben, dass es rauskam.« Bei Martins teilnahmsvollem Ton wurden Vivis Gesichtszüge weicher. Sie nickte.

»Ja, ich hatte einige schlaflose Nächte. Aber vor allem ...« Sie zögerte, und Martin drängte sie nicht. »Vor allem hatte ich Befürchtungen wegen des Erbes ...«

»Erbe? Das Geld?«, fragte Martin verwirrt. »Sie meinen, dass Ruben wütend geworden wäre, wenn ...«

Vivi schüttelte heftig den Kopf. »Nein, nicht dieses Erbe. Ich meine das genetische. Bei allem, was Matte im Laufe der Jahre durchgemacht hat ... ja, diese ganzen Depressionen. Ich hatte Sorge, dass Miranda auch davon betroffen sein könnte.«

»Aber das war sie doch nicht?«

»Nein, Gott sei Dank nicht. Offenbar hat das nur den armen Matte erwischt.«

»Wie schlimm waren diese Depressionen eigentlich? Keiner will so richtig darüber sprechen.«

»Nein, das kann ich mir denken.« Vivis Ton wurde schärfer. »Der arme Junge hatte es nicht leicht. Britten hat so viel wie möglich versucht, aber die Männer in der Familie zogen es vor, alles zu verharmlosen. Nicht einmal Ruben, der Matte so gernhatte, wollte einsehen, wie schlimm Mattes mentale Probleme waren und dass er schon viel früher und umfangreicher professionelle Hilfe benötigt hätte. Nicht einmal, als er ...« Ein fernes Krachen unterbrach sie mitten im Satz. Sie blickte aus dem Fenster.

»Der Eisbrecher scheint unterwegs zu sein«, stellte Martin fest, forderte sie dann aber auf, den verlorenen Faden wiederaufzunehmen. »Sie sagten ›nicht einmal, als er‹ ...«

»Ja, genau.« Vivi wandte ihm wieder den Blick zu. »Nun, ich meine, nicht einmal, als er mehrmals versuchte, sich das Leben zu nehmen, wollten sie verstehen, wie ernst es war. Natürlich wurde er eine Weile eingewiesen, um ›sich auszuruhen‹, aber es war nie die Rede von einer seriösen Behandlung. Ich glaube, dass Harald irgendwann einmal sogar meinte, er ›hoffe, dass der Junge aus dieser Phase herauswächst‹.« Sie klang zornig.

Ein Klopfen an der Tür unterbrach sie. Es war Börje.

»Der Eisbrecher ist unterwegs. Sie können also packen und gleich zum Steg runtergehen.«

Martin sah Vivi an. »Ja, wir sind fertig.«

Sie nickte und stand auf. »Dann gehe ich packen. Es ist ein Segen, von hier wegzukommen.«

»Ja, das kann man wohl sagen.« Martin ließ ihr den Vortritt und ging dann hinauf in Lisettes und sein Zimmer, um seine Sachen zu holen. Sie war bereits da und packte ihre

Reisetasche. Ihre Augen waren rot vom Weinen.

»Wie geht es dir?«, fragte er und legte den Arm um sie. Einen Moment lang entspannte sie sich und drückte sich an ihn. Dann löste sie sich aus seinen Armen und sagte:

»Ich nehme an, dies ist ein Abschied. Ja?« Sie blickte ihm ruhig in die Augen, und Martin konnte nur antworten:

»Ja, da hast du recht. So ist es.«

Sie nahm sein Gesicht zwischen die Hände und küsste ihn auf die Wange.

»Entschuldige mein dummes Verhalten.«

»Ach, die Umstände waren ja auch ... stressig. Das haben wir alle auf die eine oder andere Weise zu spüren bekommen.«

»Du bist ein netter Kerl, Martin.« Sie gab ihm noch einen Kuss auf die Wange, dann nahm sie ihre Tasche und verließ das Zimmer, ohne sich umzusehen. Martin blieb zurück. Er spürte in erster Linie Erleichterung, aber auch einen winzigen Anflug von Trauer. Erneut war eine Beziehung den Bach runtergegangen, und er hatte langsam genug. Gab es wirklich niemanden, der zu ihm passte?

Mit einem Seufzer warf er seine Sachen in seine Tasche und hängte sie sich über die Schulter. Bernards Handy und das Sherlock-Holmes-Buch hatte er in zwei Papiertüten gesteckt, die er vorsichtig jeweils in einen Pullover gewickelt und ganz oben in die Tasche gelegt hatte. Sogar das Glas vom Vorabend befand sich sicher verpackt in seiner Sporttasche. Er wagte nicht, es zurückzulassen.

Bevor er den anderen folgte, ging er noch einmal zu Mattes Zimmer und stellte sich in die Türöffnung. Er betrachtete lange den Raum, als bitte er ihn zu erzählen, was sich hier abgespielt hatte. Als Martin sich ein wenig nach links drehte, sah er die Kugel, die noch in der Tür steckte. Der Schaden an der Kamineinfassung ging ihm nicht aus dem Kopf. Er war überzeugt, dass der wichtig war. Aber er kam um alles in der Welt nicht darauf, in welcher Hinsicht.

Zehn Minuten später stapften sie zusammen durch den Schnee in Richtung Steg. Es war mühsam, das Gepäck durch die Schneemassen zu schleppen. Börje war vorausgegangen, und den Geräuschen nach zu urteilen, hatte er den Motor des Bootes ohne Schwierigkeiten angeworfen. Bald würden sie wieder auf dem Festland sein.

Nach einer raschen Beratung hatten sie beschlossen, zuerst das gesamte Gepäck nach unten zu tragen, dann würden die Männer ins Haus zurückgehen und die Leichname aus dem Kühlraum holen. Jeder fand das qualvoll, und Martin war klar, dass er, rein professionell gesehen, anordnen müsste, sie hierzulassen. Aber er sah immer wieder Brittens Blick vor seinem inneren Auge, als sie fragte, ob sie Matte mitnehmen würden. Er hatte es ihr versprochen, also hielt er sich daran.

Auf dem Weg zum Haus hoch wirbelten die Gedanken in seinem Kopf umher. Die Pistole, das Buch, die Gespräche mit den Mitgliedern der Familie Liljecrona, das Essen am ersten Abend, als die versteckten Andeutungen und Anspielungen wie spitze Pfeile über den Tisch gesaust waren. Alles vermischt sich zu einem einzigen Brei in seinem Kopf.

Matte und Ruben. Großvater und Enkel. Standen sich näher als alle anderen in der Familie. Trafen sich jeden Freitag, um sich zu unterhalten, sich auszutauschen, ein Alter, ein Junger. Der eine körperlich krank, der andere seelisch. Die Leidenschaft für Sherlock Holmes.

Martin kannte nur die Filme und konnte nicht recht nachvollziehen, weshalb man solch eine Begeisterung für ... Er dachte nicht weiter. Plötzlich kam ihm etwas ins Bewusstsein.

Er blieb wie angewurzelt im tiefen Schnee stehen. Bernard prallte von hinten auf ihn.

»Was zum Teufel ...?«

»Oh, Verzeihung«, sagte Martin geistesabwesend und stapfte weiter. Sie waren fast an der Haustür angelangt. Er schüttelte den Kopf, als könne er so einen Gedanken herbeizwingen, der

sich ihm entzog. Irgendetwas war aufgetaucht, als er an Sherlock Holmes und die Verfilmungen gedacht hatte ... Richtig! Da war es! Er spürte, wie sich die Erkenntnis in ihm ausbreitete, zugleich auch das Gefühl des Triumphs, und er stürzte ins Haus.

»Mensch, was ist denn los?«, rief Bernard ihm nach, aber Martin ignorierte ihn. Er machte sich nicht die Mühe, seine schneebedeckten Schuhe auszuziehen und wäre um ein Haar ausgerutscht, als er durch die Diele hastete. Im letzten Augenblick bekam er das Treppengeländer zu fassen und gewann das Gleichgewicht zurück. Er rannte nach oben und den Gang entlang zu Mattes Zimmer.

Hinter sich hörte er die Rufe der anderen, aber er war so auf das fixiert, was er zu tun hatte, dass er sie kaum registrierte. Er musste recht haben. Er wusste, dass er recht hatte. Das erklärte alles!

Als er die Tür von Mattes Zimmer öffnete, bremste er sich. Sein Herz schlug rasend schnell, zum einen wegen des Spurts auf der Treppe und zum anderen wegen der Aufregung über das, was er nun zu wissen glaubte. Er trat vorsichtig ins Zimmer, ging um die Blutlache am Boden herum und näherte sich dem offenen Kamin. Er starrte auf das fehlende Stück im Sims und streckte eine Hand aus, die steifgefroren war. Er zog sie wieder zurück und rieb sich ungeduldig die Hände, um ein wenig Beweglichkeit zurückzugewinnen. Als die wieder da war, streckte er erneut eine Hand aus und tastete sich unter dem Kaminsims voran. Zuerst spürte er nichts. Er wurde unsicher. Und wenn er sich täuschte? Aber er suchte weiter, und als seine Finger etwas Hartes und Kaltes berührten, schwang eine Welle der Erleichterung durch seinen Körper. Er hatte recht gehabt. Hinter sich hörte er Stimmen.

»Was treiben Sie da?« Bernard stand mit verwirrtem Gesichtsausdruck und ungewohnt zerzauster Frisur in der Türöffnung. Hinter ihm waren Harald und Gustav zu sehen, und sie wirkten ebenso verwundert.

Ohne etwas zu sagen, packte Martin den Gegenstand, den er ertastet hatte, und zog ihn hervor. Die Männer an der Tür schnappten nach Luft, als sie sahen, was er in der Hand hielt.

»Die Pistole?«, sagte Harald fassungslos. »Aber ... Wie um alles in der Welt ist sie dorthin gelangt?«

Martin zog fester daran und zeigte es ihnen. Er sagte noch immer nichts. Die Pistole war mit einem Gummiband befestigt.

»Ich ... ich verstehe nicht ...« Gustav schüttelte den Kopf und starre auf die Pistole und das elastische Band.

Martin wollte seine Schlussfolgerungen noch nicht offenlegen, sondern wandte den Männern wieder den Rücken zu und tastete weiter die Unterseite der Kamineinfassung ab. Erneut breitete sich ein zufriedenes Lächeln auf seinem Gesicht aus, als seine Finger diesmal auf etwas aus Plastik stießen. Er zog vorsichtig daran. Es raschelte, gab aber nicht nach. Er hob es an und brachte schließlich eine Plastiktüte zum Vorschein. Eine ganz normale Supermarkttüte. Sie war schwer, und er stellte sie behutsam ab, um hineinzusehen. Zwei Dinge lagen in der Tüte: eine Videokamera und ein Briefumschlag.

Inzwischen waren die drei Männer der Familie Liljecrona ins Zimmer getreten und standen im Kreis um Martin herum. Alle drei sahen aus wie lebende Fragezeichen.

»Warum hing da eine Videokamera im Kamin?« Gustav sah Martin fragend an.

»Werden wir gleich sehen«, antwortete Martin und drückte auf On.

Die Kamera surrte los, und Martin drückte auf Rewind, dann auf Play. Zunächst wurde das Display schwarz, aber nach einigen Sekunden waren zwei vertraute Stimmen zu hören. Matte und Ruben.

Großvater Ruben saß in seinem Rollstuhl vor der Kamera, und Matte schien hinter der Kamera zu stehen. Ruben räusperte sich.

»Wenn ihr das hier seht, bin ich tot.«

Harald schnappte nach Luft. Gustav wurde schneeweiss, aber Bernard wirkte beinahe amüsiert. Es war, als ahnte er bereits, was nun folgen würde.

Ruben fuhr fort:

»Mir bleibt noch ein halbes Jahr zu leben, sagen die Ärzte. Es entspricht mir nicht aufzugeben, daher habe ich alle erdenklichen Spezialisten konsultiert, aber sie kommen alle zur selben Diagnose. Es ist vorbei. Und es wird qualvoll. Und unwürdig. Wie ihr wisst, kann ich mit Qualen durchaus leben. Aber ein unwürdiges Ende ... Niemals. Daher habe ich mich entschieden, die Angelegenheit selbst in die Hand zu nehmen. Und ich kann der Versuchung nicht widerstehen, euch dabei eins auszuwischen. Ihr habt mich aufs Tiefste enttäuscht, seid meinen Erwartungen nie gerecht geworden. Aber keine Sorge, ihr kriegt das Geld. Wenn ich euch richtig einschätze, wird es euch kein Glück bringen, sondern eher dazu führen, dass ihr euch selbst zugrunde richtet. Mag sein. Aber ich habe nicht vor zu sterben, ohne euch vorher ein wenig leiden zu lassen.«

Ruben lächelte und streckte die Hand nach etwas aus, das sich außerhalb des Kamerabilds befand. Martin erkannte im Hintergrund das Himmelbett. Die Aufnahme war in Rubens Zimmer hier auf Valö gemacht worden. Ruben hielt ein Tütchen mit Pulver hoch.

»Das ist Zyankali. Nicht schwer zu bekommen, wenn man über Geld und gute Kontakte verfügt. Ich schütte das heute Abend beim Essen in mein Glas und biete euch hoffentlich ein dramatisches Schauspiel. Ich betone, ich schütte es selbst in mein Glas. Matte ist mir bei meinem Tod nur eine Stütze und ein Beobachter. Ich möchte auch klarstellen, dass er alles versucht hat, um mich davon abzubringen. Er hat inzwischen verstanden, wie entschlossen ich bin, und hat eingewilligt, mir meinen letzten Wunsch zu erfüllen und euch anderen in der Familie eine Lektion zu erteilen. Ich hoffe, ihr werdet eine Weile voller Misstrauen und Angst leben und in tiefer Verzweiflung darüber, dass ich euch enterben werde. Bei der Testamentseröffnung wird sich zeigen, dass dies nicht der Fall ist. Dann sorgt Matte auch dafür, dass dieses Videoband abgespielt wird. Das teuflische Krimirätsel, in dem ihr unfreiwillig – und unschuldig – mitgewirkt habt, wird gelöst. Elementar, mein lieber Watson, wie der liebe Sherlock gesagt hätte ...« Ruben kicherte über den eigenen Scherz, offenbar zufrieden mit dem Plan, den er für sein Abtreten ausgeheckt hatte. Matte sagte nichts hinter der Kamera, aber seine tiefen Atemzüge, die dann und wann zu vernehmen waren, zeigten, dass er sehr bewegt war.

Ruben richtete sich in seinem Rollstuhl auf und schien zu einer letzten Botschaft auszuholen.

»Ich wünsche euch allen ein beschissenes Weihnachten und ein richtig mieses neues Jahr. Möge euch mein Geld keine Freude bringen.« Er lachte keckernd. Dann wurde das Bild schwarz.

»Dieser alte ... Teufel ...«, fauchte Gustav. Harald stierte auf das erloschene Display der Videokamera, als könne er noch immer nicht begreifen, was er soeben gehört hatte. Bernard fing an zu lachen. Ein Lachen, das heftiger und heftiger wurde, bis er sich den Bauch halten musste und ihm Tränen über die Wangen liefen. Er brüllte vor Lachen und bekam schließlich von seinem Vater einen Ellbogen in die Seite gerammt.

»Hör auf, Bernard, du machst dich lächerlich.«

»Dieser Hund«, japste Bernard und konnte offenbar nicht aufhören zu lachen. »Er hat uns alle auf den Arm genommen.« Er wischte sich die Tränen aus den Augen.

Harald sank auf das Bett. Er lachte nicht.

»Aber ... warum Matte?«

Martin reichte ihm den weißen Umschlag. »Vielleicht kommt da ja eine Erklärung.«

Harald nahm den Umschlag, riss ihn auf und entfaltete den Brief mit zitternden Händen. Er las schweigend, während die Blicke der anderen auf ihn gerichtet waren. Nach einer Weile

ließ er den Brief sinken und sagte leise:

»Er konnte nicht damit leben, Vater bei seinem Selbstmord geholfen zu haben. Ruben hat ihn überredet, ihm bei der Inszenierung zu helfen. Matte hatte gehofft, stark genug zu sein. Aber er schaffte es nicht. Er schreibt, dass er den Gedanken, Ruben bei dieser Tat unterstützt zu haben, nicht ertragen kann. Dann bittet er dich um Entschuldigung, Bernard. Er schreibt, er habe das Buch in dein Zimmer gelegt und dein Handy mitgenommen, damit du verdächtigt wirst. Aber er wusste auch, dass du sofort von jeglichem Verdacht befreit sein würdest, sobald man erkannte, dass es Selbstmord war. Er schreibt, dass das wohl ein Erbe seines Großvaters sein musste. Er konnte sich die Gelegenheit zur Rache nicht entgehen lassen. Er wollte dir etwas heimzahlen.«

»Selbstmord?« Gustav schien noch immer nicht richtig zu begreifen, wie es abgelaufen war. Martin erklärte es.

»Ich habe mich plötzlich erinnert, dass ich so etwas schon einmal in einem Sherlock-Holmes-Film gesehen hatte. Matte hat die Pistole am Ende eines Gummibands befestigt, das andere Ende unter dem Kaminsims festgeknotet. Dann schoss er sich selbst ins Herz. Sobald er die Pistole losließ, zog das Gummiband sie unter den Kaminsims hoch, und sie war nicht mehr zu sehen. Simsalabim – Pistole verschwunden! Und so haben wir zunächst angenommen, dass er ermordet wurde. Die Pistole hat diese Kerbe in der Einfassung hinterlassen«, sagte Martin und deutete darauf. »Sie schlug dagegen, bevor sie in den Kamin hochgezogen wurde.«

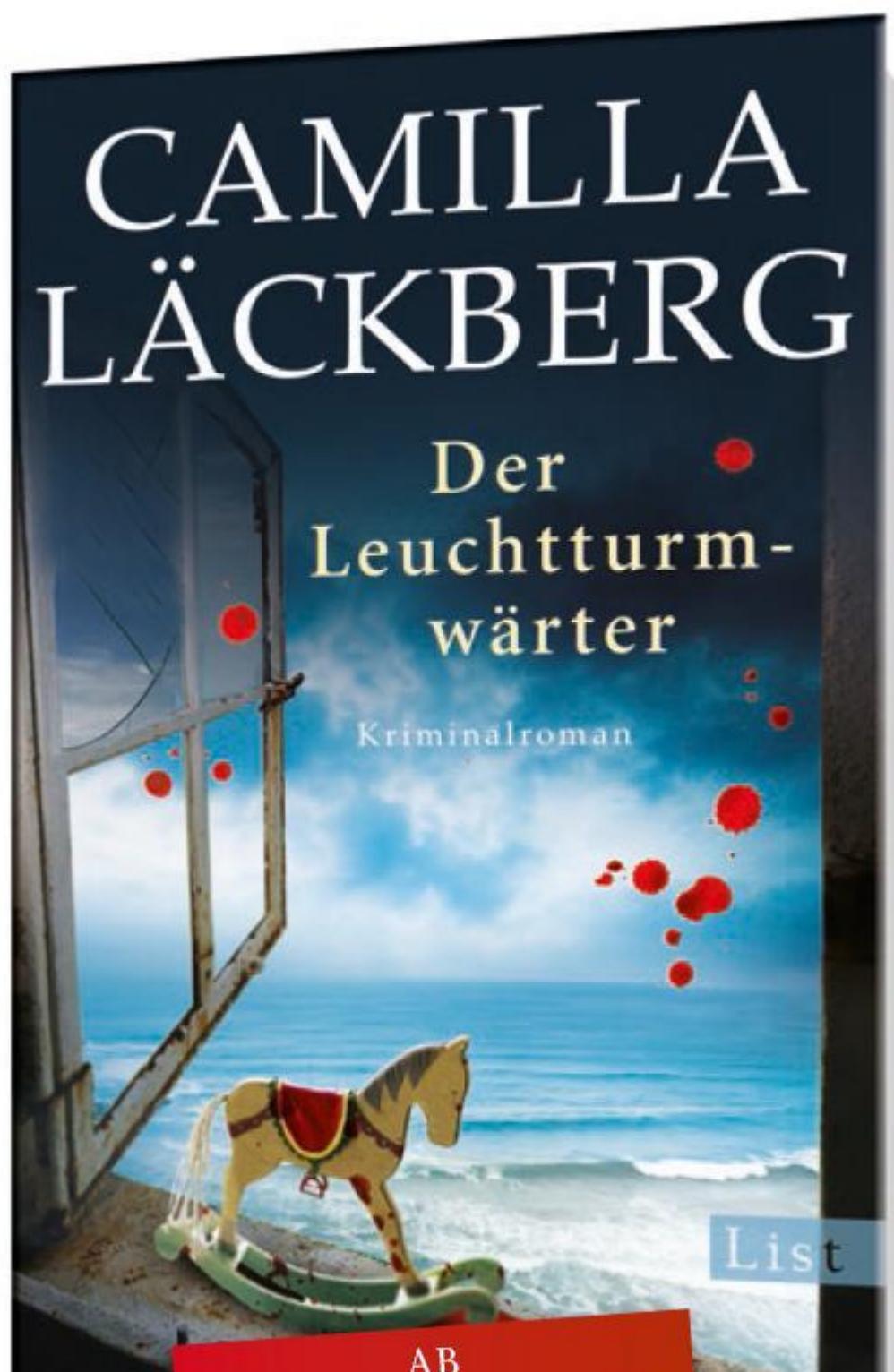
»Ich hätte ihn nicht für so raffiniert gehalten«, sagte Bernard, der inzwischen aufgehört hatte zu lachen, aber noch immer amüsiert wirkte. »Nun, jetzt ist ja alles klar. Ich schlage vor, wir fahren nun endlich aufs Festland. Das Boot wartet.«

Auch wenn Martin der unbekümmerte Ton zu wider war, wusste er, dass Bernard recht hatte. Hier gab es nichts mehr zu tun.

Eine halbe Stunde später legte das Boot ab. Der Abend war dunkel, aber sternenklar, und die Laternen des Boots beleuchteten den Schnee auf dem Eis, durch das der Eisbrecher eine Rinne gebahnt hatte. Alle wussten inzwischen, was im Laufe der letzten vierundzwanzig Stunden auf Valö wirklich geschehen war. Alle saßen schweigend da. Sie entfernten sich langsam von der Insel. Vor ihnen befand sich das in der Dunkelheit glitzernde Fjällbacka.

Auf dem Deck des Schiffs lagen die beiden Toten unter einer Plane. Es war fünf Tage vor Weihnachten.

DIE NEUE LÄCKBERG



**Ein einsamer Leuchtturm, ein grausamer Mord
und eine Frau auf der Flucht – der neue Krimi-Bestseller
von Camilla Läckberg**

Camilla Läckberg

Der Leuchtturmwärter

Kriminalroman

Aus dem Schwedischen
von Katrin Frey

ISBN 978-3-471-35080-5

Schriftstellerin Erica Falck hat mit ihren Zwillingen alle Hände voll zu tun, seit ihr Mann Patrik wieder im Polizeidienst ist. Sie findet kaum Zeit für ihre alte Schulfreundin Annie, die gerade in das idyllische Fischerdorf Fjällbacka zurückgekehrt ist. Annie zieht in den Leuchtturm auf der kleinen Insel vor der Küste. Dort soll es nachts spuken, und dunkle Legenden ranken sich um den Ort. Annie scheint es nicht zu stören, vor allem seit Mats, ihre erste große Liebe, zu ihr zurückgekehrt ist. Doch dann wird Mats brutal ermordet. Patrik und Erica beginnen zu ermitteln.

Lesen Sie weiter, wie der Roman beginnt ...

List

Erst als sie das Lenkrad umfasste, sah sie, dass ihre Hände voller Blut waren. Die Finger blieben am Leder kleben. Sie scherte sich jedoch nicht darum, sondern legte den Rückwärtsgang ein und fuhr so forsch aus der Garageneinfahrt, dass unter den Reifen der Schotter hochspritze.

Die Fahrt würde lange dauern. Sie warf einen Blick auf die Rückbank. Sam schlief, eingewickelt in eine Decke. Eigentlich hätte sie ihn anschnallen müssen, aber sie brachte es nicht übers Herz, ihn zu wecken. Sie musste nur so vorsichtig wie möglich fahren. Automatisch nahm sie den Fuß ein wenig vom Gas.

Die Sommernacht ging bereits ihrem Ende zu. Die dunklen Stunden, kaum dass sie begonnen hatten, waren schon fast vorüber. Trotzdem erschien ihr diese Nacht endlos. Alles hatte sich geändert. Fredriks braune Augen hatten reglos an die Decke gestarrt, und sie hatte begriffen, dass sie nichts mehr tun konnte. Sie musste sich und Sam in Sicherheit bringen. An das Blut und an Fredrik durfte sie nicht denken.

Es gab nur einen Ort, wohin sie flüchten konnte.

Sechs Stunden später waren sie angekommen. Fjällbacka wurde langsam wach. Sie stellte den Wagen bei der Küstenwache ab und überlegte eine Weile, wie sie alles transportieren sollte. Sam schlief noch immer tief und fest. Sie nahm eine Packung Taschentücher aus dem Handschuhfach und wischte sich notdürftig die Hände sauber. Das Blut ließ sich nur schwer entfernen. Dann hievte sie das Gepäck aus dem Kofferraum und zog die Koffer nach Badholmen, wo das Boot lag. Sie fürchtete, dass Sam aufwachen würde, hatte aber zur Sicherheit das Auto abgeschlossen, damit er nicht aussteigen und womöglich ins Wasser fallen konnte. Ächzend stellte sie die Koffer ins Boot und löste die Sicherheitskette, die verhindern sollte, dass das Boot gestohlen wurde. Anschließend rannte sie zurück zum Auto und stellte erleichtert fest, dass Sam noch genauso ruhig schlief wie vorher. Sie nahm ihn auf den Arm und trug ihn in der Decke zum Boot. Beim Einsteigen achtete sie darauf, nicht auszurutschen. Vorsichtig legte sie Sam ins Boot und drehte den Zündschlüssel um. Beim ersten Versuch gab der Motor nur ein Husteln von sich. Sie war lange nicht mit dem Boot gefahren, hatte aber das Gefühl, dass sie es schaffen würde. Rückwärts legte sie ab und steuerte das Boot aus dem Hafen.

Die Sonne schien, aber sie wärmte noch nicht. Langsam ließ die Anspannung nach, und die entsetzliche Nacht fiel von ihr ab. Sie betrachtete Sam. Ob er einen dauerhaften Schaden davongetragen hatte? Ein Fünfjähriger war verletzlich. Man konnte nicht wissen, was in seinem Innern zerbrochen war. Sie würde alles tun, um ihn zu heilen. Das Böse würde sie wegküsselfen wie nach einem Fahrradsturz oder wenn er sich die Knie aufgeschlagen hatte.

Die Strecke war ihr vertraut. Sie kannte jede Insel, jede Schäre. Sie steuerte Väderöbod an und entfernte sich immer weiter von der Küste. Der Seegang war nun etwas höher, und der Bug klatschte nach jedem Wellenkamm auf die Wasseroberfläche. Sie genoss das Salzwasser, das ihr ins Gesicht spritzte, und schloss für einen Moment die Augen. Als sie sie wieder öffnete, erblickte sie in der Ferne Gråskär. Wie jedes Mal, wenn die Insel plötzlich in Sicht kam und sie das kleine Haus und den stolzen weißen Leuchtturm vor dem blauen Himmel sehen konnte, machte ihr Herz vor Freude einen Sprung. Noch war sie zu weit entfernt, um den Anstrich des Hauses zu erkennen, aber sie konnte sich gut an den hellgrauen Farbton und die weißen Fensterrahmen erinnern. Vor ihrem inneren Auge sah sie auch die rosa Stockrosen an der windabgewandten Seite. Das war ihr Zufluchtsort, ihr Paradies. Ihr Gråskär.

In der Kirche von Fjällbacka waren alle Bänke besetzt, und der Altarraum quoll über vor Blumen. Kränze, Sträuße und seidene Trauerschleifen mit letzten Grüßen.

Patrik brachte es kaum über sich, den weißen Sarg inmitten des Blütenmeers anzusehen. In der großen Steinkirche herrschte beklemmende Stille. Auf den Beerdigungen von alten Menschen war immer Gemurmel zu hören. Während man sich auf Kaffee und Kuchen freute, raunte man sich zu: Sie hatte so starke Schmerzen, dass es wohl ein Segen war. Heute wurde

geschwiegen. Alle saßen schwermüdig auf ihren Plätzen und konnten die Ungerechtigkeit nicht fassen. So etwas durfte nicht sein.

Patrik räusperte sich, hob den Blick zur Decke und versuchte, seine Tränen wegzublinzeln. Er umklammerte Ericas Hand. Der Anzug kniff und kratzte, und Patrik musste am Hemdkragen zerren, um wieder Luft zu bekommen. Er hatte das Gefühl zu ersticken.

Oben im Turm läuteten die Glocken, und der Klang hallte von den Wänden wider. Viele zuckten zusammen und warfen einen Blick auf den Sarg. Lena kam aus der Sakristei und ging auf den Altar zu. Vor einer gefühlten Ewigkeit, in einer vollkommen anderen Wirklichkeit hatte Lena sie in dieser Kirche getraut. Damals war die Stimmung heiter, gelöst und unbeschwert gewesen. Nun wirkte die Pastorin ernst. Patrik versuchte, ihren Gesichtsausdruck zu deuten. Fand sie es auch nicht richtig? Oder lebte sie in der Gewissheit, dass alles, was geschah, einen Sinn hatte?

Wieder kamen ihm die Tränen. Er wischte sie sich mit dem Handrücken ab. Erica steckte ihm unauffällig ein Taschentuch zu. Nachdem der letzte Orgelton verklungen war, herrschte einige Sekunden lang Stille. Erst dann ergriff Lena das Wort. Anfangs bebte ihre Stimme, doch mit der Zeit wurde sie fester.

»Das Leben kann sich von einem Augenblick auf den anderen verändern. Aber Gott ist mit uns. Auch heute.«

Patrik sah, wie sich ihr Mund bewegte, hörte ihr aber nicht mehr zu. Er wollte nicht wissen, was sie sagte. Das bisschen Kinderglaube, das ihn sein Leben lang begleitet hatte, war verschwunden. Das, was passiert war, hatte keinen Sinn. Erneut umklammerte er Ericas Hand.

»Ich habe die Ehre, Ihnen voller Stolz zu verkünden, dass wir unseren Zeitplan einhalten werden. In gut drei Wochen findet in Fjällbacka die feierliche Einweihung des Wellnesshotels *Badis* statt.«

Erling W. Larson plusterte sich auf und ließ den Blick über die Vorstandsmitglieder des Gemeinderats schweifen, als erwarte er Applaus, musste sich jedoch damit begnügen, dass der eine oder andere anerkennend nickte. Immerhin.

»Das ist ein triumphaler Augenblick für unseren Ort«, erklärte er. »Einerseits ist ein Gebäude, das man nur als Kleinod bezeichnen kann, von Grund auf renoviert worden, andererseits haben wir nun ein modernes und konkurrenzfähiges Gesundheitszentrum zu bieten. Oder besser gesagt ein Spa, wie man das heutzutage nennt.« Er deutete mit dem Zeigefinger Gänsefußchen an. »Nun bleibt nur noch der Feinschliff, dann dürfen einige ausgewählte Gruppen die Anlage testen, und schließlich muss das glanzvolle Eröffnungsfest vorbereitet werden.«

»Schön. Ich habe nur noch ein paar Fragen.« Mats Sverin, der seit einigen Monaten für die kommunalen Finanzen zuständig war, wedelte mit seinem Kuli, um Erling auf sich aufmerksam zu machen.

Aber Erling schaltete auf stur. Ihm war alles zuwider, was mit Verwaltung und Buchhaltung zu tun hatte. Zügig erklärte er die Versammlung für beendet und zog sich in sein geräumiges Arbeitszimmer zurück.

Nach dem Misserfolg mit der Realityshow »Raus aus Tanum« hatte niemand geglaubt, dass er noch einmal auf die Beine kommen würde, aber nun stand er mit einem noch grandioseren Projekt da. Nicht einmal im Kreuzfeuer der Kritik hatte er an sich gezweifelt. Er war von Geburt an ein Gewinnertyp.

Natürlich war ihm das Ganze an die Nieren gegangen, und deshalb war er zur Erholung nach Dalarna auf den Gesundheitshof *Licht* gefahren. Das war ein Glücksgriff gewesen, denn sonst hätte er niemals Vivianne kennengelernt. Die Begegnung mit ihr war für ihn ein Wendepunkt gewesen, sowohl beruflich als auch privat. Sie hatte ihn bezaubert wie noch keine andere Frau, und nun verwirklichte er ihren Traum.

Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, zum Hörer zu greifen und sie anzurufen. Es

war bereits das vierte Mal an diesem Tag, aber beim Klang ihrer Stimme kribbelte es in seinem ganzen Körper. Mit angehaltenem Atem wartete er darauf, dass sie ans Telefon ging.

»Hallo, mein Liebling«, sagte er, nachdem sie sich gemeldet hatte. »Ich wollte mich nur erkundigen, wie es dir geht.«

»Erling«, antwortete sie in diesem besonderen Ton, bei dem er sich wie ein liebeskranker Jüngling vorkam. »Es geht mir noch genauso gut wie bei deinem letzten Anruf vor einer Stunde.«

»Fein.« Er grinste dämlich. »Ich wollte mich nur vergewissern, dass es dir gut geht.«

»Ich weiß, und dafür liebe ich dich. Aber wir haben vor der Einweihung noch viel zu erledigen, und du willst doch wohl nicht, dass ich bis spät in die Nacht arbeiten muss?«

»Auf keinen Fall, mein Schatz.«

Er beschloss, sie nun nicht mehr zu stören. Die Abende mit ihr waren ihm heilig.

»Sei schön fleißig, das bin ich hier auch.« Er schmatzte ein paar Küsse in den Hörer und legte auf. Dann lehnte er sich in seinem Bürostuhl zurück, faltete die Hände im Nacken und malte sich genüsslich die Freuden aus, die ihn heute noch erwarteten.

Im Haus roch es abgestanden. Annie machte alle Fenster und Türen weit auf und ließ den frischen Wind durch die Räume wehen. Im starken Luftzug fiel beinahe eine Vase um, aber sie fing sie im letzten Moment auf.

Sam lag in dem kleinen Zimmer neben der Küche. Sie hatten es in all den Jahren als Gästezimmer bezeichnet, obwohl es eigentlich ihr gehörte. Ihre Eltern hatten im Obergeschoss geschlafen. Sie warf einen Blick auf ihn, legte sich ein Tuch um die Schultern und nahm den großen, rostigen Schlüssel von dem Haken neben der Haustür, wo er immer hing. Dann ging sie zu den Klippen. Der Wind blies ihr durch die Kleidung, als sie mit dem Rücken zum Haus den Horizont betrachtete. Das einzige andere Gebäude auf der Insel war der Leuchtturm. Der Bootsschuppen unten am Anleger war so klein, dass er nichtzählbar war.

Sie wanderte hinüber zum Leuchtturm. Gunnar musste das Schloss geölt haben, denn der Schlüssel ließ sich erstaunlich leicht drehen. Knarrend öffnete sich die Tür. Dahinter begannen gleich die Stufen. Sie hielt sich am Geländer fest, als sie die schmale, steile Treppe hochstieg.

Die Aussicht war atemberaubend schön, das hatte sie immer gefunden. Auf der einen Seite sah man nur das Meer und den Horizont, auf der anderen breiteten sich die Schären und Inseln aus. Der Leuchtturm wurde schon seit vielen Jahren nicht mehr benutzt. Nun stand er auf der Insel wie ein Denkmal vergangener Zeiten. Die Lampe war aus, und die gusseisernen Mantelplatten und Bolzen rosteten durchs Salzwasser und den Wind langsam vor sich hin. Als Kind hatte sie es geliebt, hier oben zu spielen. Es war so eng wie in einer Puppenstube hoch über der Erde. Nur ein Bett, in dem sich die Leuchtturmwärter während ihrer langen Schichten ausruhten, und ein Stuhl, von dem aus man das Fahrwasser beobachten konnte, passten in den Raum.

Sie legte sich auf das Bett. Die Tagesdecke verströmte einen muffigen Geruch, aber die Geräusche hörten sich noch genauso an wie in ihrer Kindheit. Das Kreischen der Sturmmöwen, die Wellen, die gegen die Klippen schlugen, und die knirschenden und ächzenden Laute, die der Leuchtturm von sich gab. Damals war alles so einfach gewesen. Ihre Eltern hatten sich besorgt gefragt, ob sie sich als einziges Kind auf der Insel nicht langweilen würde. Aber das hätten sie nicht gemusst. Sie liebte es, hier zu sein. Und allein war sie auch nicht gewesen. Doch das konnte sie ihnen nicht erklären.

Seufzend schaufelte Mats Severin die Papiere auf seinem Schreibtisch von einer Seite zur anderen. Heute war so ein Tag, an dem er nur an sie denken konnte. Nicht aufhören konnte, sich Fragen zu stellen. An diesen Tagen schaffte er nicht viel, aber sie wurden inzwischen immer seltener. Er hatte angefangen loszulassen, das redete er sich zumindest ein. In Wahrheit würde ihm das wohl niemals vollständig gelingen. Noch immer sah er ihr Gesicht ganz deutlich vor

sich, und im Grunde war er dankbar dafür. Gleichzeitig wünschte er, dass die Bilder endlich verblasen würden.

Er versuchte, sich wieder auf seine Arbeit zu konzentrieren. An guten Tagen machte es ihm mitunter sogar Spaß. Es war eine Herausforderung, sich in die Finanzen einer Gemeinde einzuarbeiten, wo ständig zwischen politischer Rücksichtnahme und marktwirtschaftlicher Vernunft abgewogen werden musste. In den Monaten, die er hier schon arbeitete, hatte er natürlich viel Zeit auf das Projekt *Badis* verwendet. Er freute sich darüber, dass das alte Gebäude endlich restauriert worden war. Genau wie der Großteil der Leute aus Fjällbacka, ob sie nun noch hier wohnten oder längst weggezogen waren, hatte er jedes Mal, wenn er an dem einst so schönen Gebäude vorbeikam, bedauert, dass man es einfach verfallen ließ. Nun erstrahlte es wieder im alten Glanz.

Hoffentlich behielt Erling recht, wenn er dem Betrieb einen so gigantischen Erfolg versprach. Mats war skeptisch. Das Projekt hatte allein für den Umbau enorme Summen verschlungen, und der vorgelegte Businessplan gründete sich auf viel zu optimistische Berechnungen. Mehrmals hatte er versucht, seine Einwände vorzubringen, war aber auf taube Ohren gestoßen. Außerdem hatte er das ungute Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte. Dabei war das Projekt von ihm immer wieder durchgerechnet worden, festgestellt hatte er lediglich, dass die bereits entstandenen Kosten schwindelerregend hoch waren.

Er warf einen Blick auf die Uhr. Zeit fürs Mittagessen. Richtigen Appetit hatte er schon lange nicht mehr, aber er musste etwas essen. Heute war Donnerstag, und das bedeutete, dass es im *Källaren* Pfannkuchen und Erbsensuppe gab. Ein bisschen würde er wohl runterbekommen.

Nur die nächsten Angehörigen sollten bei der Beisetzung anwesend sein. Die anderen verschwanden in Richtung Ort. Erica umklammerte Patriks Hand. Sie gingen direkt hinter dem Sarg, und sie hatte das Gefühl, dass ihr jeder Schritt einen Stoß ins Herz versetzte. Sie hatte sich sehr bemüht, Anna davon abzuhalten, sich das anzutun, aber ihre Schwester hatte auf einer richtigen Beerdigung bestanden. Da dieser Wunsch sie vorübergehend aus ihrem apathischen Zustand gerissen hatte, gab Erica es schließlich auf und war bei allen notwendigen Vorbereitungen behilflich, damit Anna und Dan ihren Sohn begraben konnten.

In einem Punkt jedoch hatte sie sich ihrer Schwester nicht gebeugt. Anna wollte alle Kinder dabeihaben, aber Erica hatte darauf bestanden, dass die kleineren zu Hause blieben. Nur die beiden Ältesten, Dans Töchter Belinda und Malin, kamen mit. Auf Lisen, Adrian, Emma und Maja passte Patriks Mutter Kristina auf. Auf die Zwillinge natürlich auch. Erica hatte befürchtet, dass es Kristina zu viel würde, aber ihre Schwiegermutter hatte ihr versichert, dass die Kinder die zwei Stunden, die die Beerdigung dauerte, in ihrer Obhut überleben würden.

Sie spürte einen Schmerz in der Brust, als sie Annas fast kahlen Kopf vor sich sah. Die Ärzte hatten ihr die Haare abrasieren und ein Loch in den Schädel bohren müssen, um den Druck entweichen zu lassen, der sich darin aufgebaut hatte und dauerhafte Schäden zu verursachen drohte. Nun war auf ihrem Kopf ein zarter Flaum gewachsen, aber er wirkte dunkler als vorher.

Im Gegensatz zu Anna und der Fahrerin in dem anderen Auto, die bei dem Zusammenstoß ums Leben gekommen war, hatte Erica unglaubliches Glück gehabt. Sie kam mit einer Gehirnerschütterung und ein paar gebrochenen Rippen davon. Die Zwillinge waren zwar klein, als sie per Notkaiserschnitt auf die Welt geholt wurden, aber kräftig und gesund genug, um nach zwei Monaten aus der Klinik entlassen zu werden.

Erica brach beinahe in Tränen aus, als ihr Blick von dem Flaum auf Annas Kopf zu dem kleinen weißen Sarg wanderte. Abgesehen von den schweren Kopfverletzungen hatte sich Anna den Beckenknochen gebrochen. Auch bei ihr wurde ein Notkaiserschnitt durchgeführt, aber das Kind hatte so schwere Verletzungen erlitten, dass die Ärzte ihnen nicht viel Hoffnung machten. Nach einer Woche hatte der kleine Junge aufgehört zu atmen.

Das Begräbnis hatte nicht stattfinden können, solange Anna im Krankenhaus bleiben musste. Gestern durfte sie endlich nach Hause. Und heute wurde ihr Sohn beerdigt, dem ein Leben voller Liebe bevorgestanden hätte. Erica sah, wie Dan seine Hand auf Annas Schulter legte, nachdem er den Rollstuhl vorsichtig neben das Grab geschoben hatte. Anna schüttelte die Hand ab. Das war schon seit dem Unfall so. Ihr Schmerz schien derart groß zu sein, dass sie ihn nur allein ertrug. Dan dagegen brauchte jemanden, mit dem er den Schmerz hätte teilen können, doch nicht irgendjemanden. Patrik und Erica hatten versucht, mit ihm zu reden, und alle in seiner Umgebung hatten getan, was sie konnten. Aber er wollte seine Trauer nur mit Anna teilen. Und sie konnte es nicht.

Erica fand Annas Reaktion verständlich. Sie kannte ihre Schwester so gut und wusste, was sie durchgemacht hatte. Das Leben hatte Anna bereits einiges zugemutet, und das hier würde vielleicht alles zum Einsturz bringen. Doch auch wenn Erica Annas Verhalten nachvollziehen konnte, wünschte sie, alles wäre anders gewesen. Anna brauchte Dan mehr als je zuvor, und Dan brauchte Anna. Nun standen sie nebeneinander wie zwei Fremde, während der kleine Sarg in die Erde gesenkt wurde.

Erica streckte die Hand aus und legte sie Anna auf die Schulter. Erics Hand durfte liegen bleiben.

Vor lauter Rastlosigkeit fing Annie an zu putzen und zu waschen. Das Lüften hatte gutgetan, aber der abgestandene Geruch hing noch immer in Gardinen und Bettzeug. Sie stopfte alles in einen großen Wäschekorb und ging damit zum Anleger hinunter. Kernseife und das alte Waschbrett, das sich im Haus befand, seit sie denken konnte, nahm sie auch mit. Sie krempelte die Ärmel hoch und wusch die Wäsche im Schweiße ihres Angesichts von Hand. Ab und zu warf sie einen Blick auf das Haus, um sich zu vergewissern, dass Sam nicht aufgewacht und rausgelaufen war. Aber er schlief ungewöhnlich lange. Vielleicht stand er irgendwie unter Schock, und da würde es ihm bestimmt guttun, sich ordentlich auszuschlafen. Noch eine Stunde, beschloss sie, dann würde sie ihn wecken und dafür sorgen, dass er etwas aß.

Auf einmal wurde Annie klar, dass es wahrscheinlich gar nicht viel zu essen gab. Sie hängte die Wäsche auf die Leine vor dem Haus und ging hinein, um in den Schränken nachzusehen. Eine Dose mit Campbell's Tomatensuppe und eine mit Würstchen der Marke Bullens Pilsnerkorb war alles, was sie entdeckte. An die Verfallsdaten wagte sie gar nicht zu denken. Andererseits hielten solche Lebensmittel angeblich ewig, und zumindest heute würden Sam und sie damit schon zurechtkommen.

In den Ort zu fahren reizte sie überhaupt nicht. Hier fühlte sie sich sicher. Sie wollte keine anderen Menschen sehen, sie wollte ihre Ruhe. Mit der Suppendose in der Hand überlegte Annie eine Weile. Es gab nur eine Lösung. Sie musste Gunnar anrufen. Er hatte sich nach dem Tod ihrer Eltern um das Haus gekümmert, und sie konnte ihn bestimmt auch jetzt um Hilfe bitten. Der Festnetzanschluss funktionierte nicht mehr, aber mit dem Handy hatte sie guten Empfang. Sie tippte seine Nummer ein.

»Sverin.«

Der Name weckte so viele Erinnerungen, dass Annie zusammenzuckte. Es dauerte einen Moment, bis sie sich so weit gefasst hatte, dass sie sprechen konnte.

»Hallo? Ist da jemand?«

»Ja, hallo, hier ist Annie.«

»Annie!«, rief Signe Sverin.

Annie lächelte. Sie hatte Signe und Gunnar immer geliebt, und ihre Liebe wurde erwidert.

»Bist du es, meine Süße? Rufst du aus Stockholm an?«

»Nein, ich bin auf der Insel.« Zu ihrem Erstaunen schnürte es ihr die Kehle zu. Sie hatte nur ein paar Stunden geschlafen, und wahrscheinlich machte die Müdigkeit sie so dünnhäutig. Sie

räusperte sich. »Ich bin gestern angekommen.«

»Da hättest du uns vorwarnen sollen, Herzchen, dann wären wir rausgefahren und hätten alles saubergemacht. Es muss ja furchtbar aussehen und ...«

»Das Putzen war nicht so wild«, unterbrach Annie zaghaft Signes Wortschwall. Sie hatte ganz vergessen, wie viel und vor allem wie schnell Signe redete. »Ihr habt hier draußen alles wunderbar in Ordnung gehalten. Und das bisschen Aufräumen und Waschen macht mir nichts aus.«

Signe schnaubte.

»Ich finde wirklich, du hättest uns um Hilfe bitten sollen. Gunnar und ich haben doch sowieso nichts Vernünftiges mehr zu tun. Wir haben nicht einmal Enkelkinder, um die wir uns kümmern können. Aber Matte ist wieder von Göteborg hierhergezogen. Er hat in Tanum eine Stelle bei der Gemeinde.«

»Das ist ja toll für euch. Wie ist es denn zu diesem Entschluss gekommen?« Sie sah Matte vor sich. Blond, braun gebrannt und immer gut gelaunt.

»Ich weiß nicht genau. Das ging recht schnell. Er hat etwas Schlimmes erlebt, und seitdem habe ich den Eindruck ... ach, nichts. Kümmere dich nicht um ein altes Weib, das sich zu viele Gedanken macht. Was hast du auf dem Herzen, Annie? Können wir dir irgendwie behilflich sein? Hast du den kleinen Mann dabei? Es wäre so schön, ihn mal zu sehen.«

»Ja, Sam ist hier, aber er ist ein bisschen krank.«

Annie verstummte. Nichts hätte ihr mehr Freude bereitet, als Signe ihren Sohn zu zeigen. Aber erst mussten sie auf der Insel zur Ruhe kommen. Erst musste sie wissen, wie stark die jüngsten Ereignisse auf ihn gewirkt hatten.

»Genau deshalb wollte ich fragen, ob ihr mir bei einer Sache helfen könnt. Wir haben hier draußen nicht besonders viel zu essen, und ich wollte Sam noch nicht aus dem Bett reißen und mit ihm in den Ort ...« Sie hatte den Satz noch nicht beendet, als Signe ihr ins Wort fiel.

»Du weißt doch, dass wir dir furchtbar gern helfen. Gunnar fährt am Nachmittag sowieso mit dem Boot raus, und ich kann gern für dich einkaufen gehen. Sag mir einfach, was ihr braucht.«

»Ich habe Bargeld hier, das ich Gunnar geben kann. Vielleicht habt ihr ja die Möglichkeit, bis dahin etwas für mich auszulegen.«

»Natürlich, Herzchen. So, was soll ich denn nun auf die Einkaufsliste schreiben?«

Vor ihrem geistigen Auge sah Annie, wie Signe ihre Lesebrille auf die Nasenspitze setzte und nach Stift und Papier griff. Dankbar ratterte Annie alles herunter, was ihr in den Sinn kam. Inklusive einer Tüte Süßigkeiten für Sam, denn sonst würde der Samstag anstrengend. Sam hatte einen bewundernswerten Überblick über die Wochentage und freute sich immer schon ab Sonntag auf die Leckereien am nächsten Samstag.

Nachdem sie das Gespräch beendet hatte, überlegte sie, ob sie reingehen und vorsichtig versuchen sollte, Sam zu wecken. Irgendetwas sagte ihr jedoch, dass sie damit besser noch ein Weilchen wartete.

In der Dienststelle ruhte die Arbeit. Bertil Mellberg hatte Patrik mit ungewohntem Feingefühl gefragt, ob er wolle, dass die Kollegen zur Beerdigung kämen. Doch Patrik hatte den Kopf geschüttelt. Er ging erst seit wenigen Tagen wieder arbeiten, und die anderen schlichen auf Zehenspitzen um ihn herum. Sogar Mellberg.

Paula und Mellberg waren als Erste am Unglücksort gewesen. Als sie die beiden bis zur Unkenntlichkeit ineinander verknälten Autos sahen, hielten sie es für unmöglich, dass irgendjemand überlebt haben könnte. Sie warfen einen Blick in den einen Wagen und erkannten Erica sofort. Erst vor einer halben Stunde hatte der Krankenwagen Patrik von der Dienststelle abgeholt, und nun lag seine Frau hier tot oder zumindest schwer verletzt vor ihnen. Die

Rettungssanitäter konnten ihnen keine genauen Auskünfte über das Ausmaß der Schäden geben, und die Feuerwehrleute brauchten quälend lange, um das Auto aufzuschneiden.

Martin und Gösta waren zu einem Einsatz ausgerückt und erfuhren erst Stunden später von dem Unfall und Patriks Zusammenbruch. Sie fuhren ins Krankenhaus nach Uddevalla und tigerten den ganzen Abend auf den Fluren auf und ab. Patrik lag auf der Intensivstation, und bei Erica und ihrer Schwester Anna, die auf dem Beifahrersitz gesessen hatte, wurden Notoperationen durchgeführt.

Nun war Patrik wieder da. Zum Glück hatte er nicht, wie zuerst befürchtet, einen Herzinfarkt gehabt, sondern litt an Angina Pectoris. Er war drei Monate krankgeschrieben, und nun hatten die Ärzte ihm zwar erlaubt, wieder zu arbeiten, ihm aber jeglichen Stress streng verboten. Wie auch immer das gehen sollte, dachte Gösta. Mit fast neugeborenen Zwillingen zu Hause, und dazu noch Annas Schicksal. Auch der Abgebrühte hätte da gestresst reagiert.

»Hätten wir trotzdem hingehen sollen?« Martin rührte in seiner Kaffeetasse. »Vielleicht hat Patrik nein gesagt, obwohl er uns eigentlich gern dabeigehabt hätte.«

»Ich glaube, Patrik hat es so gemeint, wie er es gesagt hat.« Gösta kraulte den Dienststellenhund hinterm Ohr. »Es sind bestimmt genug Leute da. Hier können wir uns sinnvoller betätigen.«

»Wie meinst du das? Heute Vormittag hat noch keine Sau angerufen.«

»Die Ruhe vor dem Sturm. Im Juli wirst du dich noch nach einem Tag ohne Besäufnisse, Einbrüche und Krawall sehnen.«

»Stimmt«, erwiderte Martin. Er war immer der Jüngste in der Dienststelle gewesen, kam sich aber nicht mehr ganz so grün hinter den Ohren vor. Er war nun seit einigen Jahren dabei und hatte an einigen, gelinde gesagt, schweren Fällen mitgearbeitet. Außerdem war er Vater geworden. In dem Augenblick, als Pia ihre Tochter zur Welt brachte, hatte er das Gefühl gehabt, Dutzende von Zentimetern zu wachsen.

»Hast du die Einladung gesehen, die wir bekommen haben?« Gösta streckte die Hand nach einem Ballerinakeks aus und trennte wie üblich den weißen Ring feinsäuberlich vom braunen Boden.

»Welche Einladung?«

»Offenbar haben wir die Ehre, in diesem schicken neuen Laden in Fjällbacka die Versuchskaninchen zu spielen.«

»Im Badis?« Martin wurde sofort munterer.

»Genau, Erlings neues Baby. Bleibt nur zu hoffen, dass das Projekt besser läuft als dieser ›Raus aus Tanum‹-Quatsch.«

»Ich finde, es klingt gut. Viele Männer finden zwar schon den Gedanken an eine Gesichtsbehandlung zum Lachen, aber ich habe mir einmal in Göteborg eine gegönnt, und das war unheimlich schön. Meine Haut war noch wochenlang zart wie ein Kinderpopo.«

Gösta warf einen abschätzigen Blick auf seinen jungen Kollegen. Eine kosmetische Behandlung? Nur über seine Leiche hätte er sich eine klebrige Masse ins Gesicht schmieren lassen. »Na, sehen wir mal, was die zu bieten haben. Hoffentlich gibt es wenigstens was Vernünftiges zu essen. Vielleicht ein leckeres Nachspeisenbuffet.«

»Wohl kaum«, lachte Martin. »In solchen Restaurants geht es nicht darum, sich einen Ranzen anzufuttern, sondern in Form zu bleiben.«

Gösta sah ihn beleidigt an. Er brachte kein Gramm mehr auf die Waage als beim Abitur. Naserümpfend schnappte er sich noch einen Keks.

Zu Hause herrschte Chaos. Maja und Lisen hüpfen auf dem Sofa herum, Emma und Adrian prügeln sich um eine DVD, und die Zwillinge brüllten aus vollem Hals. Patriks Mutter schien sich jeden Augenblick von einer Klippe stürzen zu wollen.

»Gott sei Dank seid ihr wieder da«, ächzte sie und überreichte Patrik und Erica je einen Säugling. »Ich habe keine Ahnung, was in die Kinder gefahren ist. Sie haben einfach verrückt gespielt. Und diese zwei hier wollte ich füttern, aber wenn man dem einen die Flasche gibt, fängt der andere an zu schreien, lenkt seinen Bruder ab, und dann fängt der auch noch an ...« Sie schnappte nach Luft.

»Setz dich, Mama.« Patrik holte eine Flasche für Anton, den er auf dem Arm hielt. Der Junge hatte ein knallrotes Gesicht und brüllte so laut, wie sein kleiner Körper es erlaubte.

»Bringst du für Noel auch ein Fläschchen mit?« Erica versuchte, ihren schreienden Sohn zu beruhigen.

Anton und Noel waren immer noch winzig. Ganz und gar nicht wie Maja, die schon als Baby groß und robust gewesen war. Trotzdem waren sie im Vergleich zu ihrer Geburtsgröße jetzt riesig. Wie kleine Vogeljunge hatten sie an lauter Schläuchen in ihren Brutkästen gelegen. Sie seien Kämpfernaturen, hieß es im Krankenhaus. Rasch erholten sie sich, fingen an zu wachsen und hatten meistens einen gesunden Appetit. Dennoch blieb die Sorge um die beiden.

»Danke.« Erica griff nach der Flasche, die Patrik ihr reichte, und machte es sich mit Noel im Arm auf dem einen Sessel bequem. Sofort begann er, gierig die Milch zu saugen. Patrik nahm auf dem anderen Sessel Platz, und Anton verstummte genauso schnell wie sein Bruder. Es hatte definitiv seine guten Seiten, dass es mit dem Stillen nicht geklappt hatte, dachte Erica. Sie konnten sich die Verantwortung für die Säuglinge in einem Ausmaß teilen, das bei Maja, die damals rund um die Uhr an ihrer Brust zu hängen schien, unvorstellbar gewesen wäre.

»Wie war es?«, fragte Kristina. Sie hob Maja und Lisen vom Sofa herunter und schickte sie zum Spielen hinauf in Majas Zimmer. Emma und Adrian mussten nicht mehr überredet werden, sie waren bereits im Obergeschoss verschwunden.

»Wie soll ich es ausdrücken«, sagte Erica. »Ich mache mir Sorgen um Anna.«

»Ich auch.« Vorsichtig rutschte Patrik in eine bequemere Stellung. »Ich habe das Gefühl, dass sie sich vor Dan verschließt. Sie hält ihn auf Distanz.«

»Das stimmt. Ich habe versucht, mit ihr darüber zu reden, aber nach allem, was sie durchgemacht hat ...« Erica schüttelte den Kopf. Es war so unfassbar ungerecht. Annas Leben war jahrelang die Hölle gewesen, aber in letzter Zeit schien sie endlich ihren Seelenfrieden gefunden zu haben. Sie war so glücklich über das Kind gewesen, das sie und Dan erwarteten. Es war so unglaublich grausam.

»Emma und Adrian scheinen allerdings ganz gut damit zurechtzukommen.« Kristina warf einen Blick nach oben, wo fröhliches Kinderlachen ertönte.

»Ja, vielleicht«, sagte Erica. »Im Augenblick freuen sie sich wahrscheinlich vor allem, weil ihre Mama wieder zu Hause ist. Ich bin mir aber nicht sicher, ob sie wirklich schon begriffen haben, was passiert ist.«

»Da hast du wahrscheinlich recht.« Kristina betrachtete ihren Sohn. »Und was ist mit dir? Solltest du nicht noch ein bisschen zu Hause bleiben und dich richtig erholen? Niemand dankt es dir, wenn du dich in dieser Dienststelle zu Tode schufstest. Dieser Vorfall war ein Warnschuss.«

»Im Moment geht es dort vermutlich ruhiger zu als hier.« Erica deutete auf die Zwillinge. »Aber ich habe natürlich das Gleiche gesagt.«

»Mir tut es gut, wieder zu arbeiten, aber ich bliebe auch noch eine Zeitlang zu Hause, wenn du mich darum bitten würdest, das weißt du.« Patrik stellte das leere Fläschchen auf den Wohnzimmertisch und legte sich Anton geschickt über die Schulter, damit der sein Bäuerchen machte.

»Wir kommen jetzt ausgezeichnet zurecht.«

Erica meinte das wirklich. Nach Majas Geburt hatte sie ständig das Gefühl gehabt, sich in einem dichten Nebel zu bewegen, aber diesmal war alles anders. Vielleicht hatten die Umstände

bei der Geburt der Zwillinge keinen Raum für Depressionen gelassen. Außerdem erwies es sich als günstig, dass sie im Krankenhaus bereits einen festen Rhythmus gefunden hatten. Nun aßen und schliefen sie ganz brav zu bestimmten Zeiten und dazu noch gleichzeitig. Nein, sie machte sich wirklich nicht die geringsten Sorgen, dass sie es nicht schaffen würde, sich um ihre Kinder zu kümmern. Sie war froh über jede Sekunde, die sie mit ihnen verbringen durfte. Um Haaresbreite hätte sie sie verloren.

Sie schloss die Augen, beugte sich nach vorn und legte die Nase an Noels Köpfchen. Einen Moment lang erinnerte sie der zarte Flaum an Anna, und sie kniff die Augen noch fester zu. Hoffentlich kam ihr bald eine Idee, wie sie ihrer Schwester helfen könnte, denn im Moment fühlte sie sich ziemlich hilflos. Sie holte tief Luft und ließ sich von Noels Duft trösten.

»Mein Liebling«, murmelte sie ganz nah an seinem Köpfchen. »Mein Liebling.«

»Wie läuft es denn bei der Arbeit?« Signe bemühte sich um einen unbeschwert Ton, während sie eine ordentliche Portion Hackbraten mit Erbsen, Kartoffelbrei und Rahmsauce auf einen Teller lud.

Obwohl sie jedes Mal eins seiner Lieblingsgerichte zubereitete, stocherte Matte meist lustlos im Essen herum, seit er wieder in Fjällbacka wohnte. Es war fraglich, ob er allein in seiner Wohnung überhaupt etwas zu sich nahm. Er war jedenfalls spindeldürr. Gott sei Dank sah er jetzt, da die Spuren der Misshandlungen verschwunden waren, wieder gesünder aus. Als sie ihn damals im Sahlgrenska-Krankenhaus besuchten, hatte sie vor Schreck einen Schrei ausgestoßen. Ein Wrack war er gewesen. Sein Gesicht war so stark angeschwollen, dass man ihn kaum erkennen konnte.

»Gut.«

Signe zuckte zusammen, als sie seine Stimme hörte. Die Antwort hatte so lange auf sich warten lassen, dass sie bereits vergessen hatte, eine Frage gestellt zu haben. Matte durchpflegte den Kartoffelbrei mit der Gabel und schob ein Stück Hackbraten darauf. Sie ertappte sich dabei, dass sie dem Bissen atemlos hinterherblickte.

»Hör auf, den Jungen beim Essen so anzustarren«, brummte Gunnar. Er nahm sich bereits die zweite Portion.

»Entschuldige.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich ... bin nur froh, dass du etwas isst.«

»Ich werde nicht verhungern, Mutter. Siehst du? Ich esse doch.« Wie zum Trotz belud er die Gabel noch einmal schwer und schaufelte sich die Fuhre hastig in den Mund.

»Du wirst dich doch bei der Gemeinde nicht überarbeiten?«

Signe fing sich noch einen irritierten Blick von Gunnar ein. Sie wusste, dass er sie für viel zu fürsorglich hielt und der Meinung war, sie solle den Jungen ein bisschen in Ruhe lassen. Aber sie konnte nichts dagegen machen. Matte war ihr einziges Kind, und seit seiner Geburt an diesem Dezembertag vor fast vierzig Jahren wachte sie in regelmäßigen Abständen in einem vollkommen durchgeschwitzten Nachthemd auf und hatte nichts als Ängste, Alpträume und Horrorszenarien im Kopf, die ihm womöglich zustoßen könnten. Dass es ihm gut ging, war das Wichtigste auf der Welt. So hatte sie das immer gesehen. Und sie wusste, das galt auch für Gunnar. Auch er vergötterte den Sohn. Er war jedoch in der Lage, die dunklen Gedanken, die die Liebe zu einem Kind mit sich brachte, ein wenig von sich fernzuhalten.

Ihr dagegen war ständig bewusst, dass sie im Bruchteil einer Sekunde alles verlieren konnte. Als Matte ein Baby war, träumte sie von unerkannten Herzfehlern und erzwang eine gründliche Untersuchung, um sich davon überzeugen zu lassen, dass er gesund wie ein Fisch im Wasser war. Im ersten Jahr schlief sie nie länger als eine Stunde am Stück, weil sie immer wieder aufstehen und sich vergewissern musste, dass er noch atmete. Als er größer wurde und auch als er bereits zur Schule ging, schnitt sie sein Essen in winzige Häppchen, damit er nicht daran erstickte. Außerdem träumte sie von Autos, die seinen zarten Körper überfuhrten.

Als Matte ein Teenager war, wurden ihre Träume noch unheimlicher. Alkoholvergiftung, Trunkenheit am Steuer, Prügeleien. Manchmal warf sie sich im Schlaf so heftig von einer Seite auf die andere, dass Gunnar wach wurde. Nachdem sie einen Alpträum nach dem anderen geträumt hatte, blieb ihr nichts anderes übrig, als aufzubleiben und zu warten, bis Matte nach Hause kam. Ihr Blick wanderte unruhig zwischen Telefon und Fenster hin und her. Immer wenn sich dem Haus Schritte näherten, machte ihr Herz vor Freude einen Sprung.

Als er von zu Hause auszog, wurden ihre Nächte etwas ruhiger. Eigentlich war das seltsam, denn ihre Ängste hätten zunehmen müssen, weil sie ihn nun nicht mehr überwachen konnte. Sie wusste jedoch, dass er keine unnötigen Risiken eingehen würde. Er war vorsichtig, das zumindest hatte sie ihm beigebracht. Und er war fürsorglich und würde nie jemandem weh tun. Sie folgerte daraus, dass ihm auch niemand weh tun wollte.

Beim Gedanken an all die Tiere, die er im Laufe der Jahre angeschleppt hatte, musste sie lächeln. Verletzt, verlassen oder einfach nur vom Leben gezeichnet. Drei Katzen, zwei überfahrene Igel und ein Spatz mit gebrochenem Flügel. Ganz zu schweigen von der Schlange, die sie zufällig in seiner Kommode entdeckte, als sie die frische Wäsche einräumte. Nach diesem Vorfall musste er auf Ehre und Gewissen schwören, Reptilien, egal, wie schwer ihre Verletzungen waren, fortan ihrem Schicksal zu überlassen. Widerwillig hatte er sich gefügt.

Sie wunderte sich, dass er nicht Tiermediziner oder Arzt werden wollte. Aber das Studium an der Handelshochschule schien ihm Spaß zu machen, und soweit sie das zu beurteilen vermochte, konnte er gut mit Zahlen umgehen. Die Arbeit bei der Gemeinde schien ihm ebenfalls zu gefallen. Trotzdem war da etwas, das sie nachdenklich machte. Sie konnte es nicht genau benennen, doch sie hatte wieder diese Alpträume. Jede Nacht erwachte sie schweißnass und hatte einzelne Bilder im Kopf. Es war nicht alles so, wie es sein sollte, aber auf ihre vorsichtigen Fragen reagierte er mit Schweigen. Daher hatte sie sich darauf konzentriert, ihn zum Essen zu bewegen. Wenn er erst ein paar Kilo zugenommen hatte, würde alles wieder gut werden.

»Willst du nicht noch ein bisschen mehr essen?«, flehte sie, als Matte die Gabel auf den noch halbvollen Teller sinken ließ.

»Jetzt hör aber auf, Signe«, sagte Gunnar. »Lass ihn in Ruhe.«

»Halb so wild«, lächelte Matte bleich.

Mutters Junge. Er wollte nicht, dass sie seinetwegen beschimpft wurde, auch wenn sie nach mehr als vierzig Jahren Ehe wusste, dass ihr Mann es nicht so meinte. Einen derart gutmütigen Kerl wie ihn gab es nicht noch einmal. Wie schon oft zuvor bekam sie ein schlechtes Gewissen. Sie wusste, dass der Fehler bei ihr lag. Sie machte sich zu viele Sorgen.

»Entschuldige, Matte. Natürlich brauchst du nicht noch mehr zu essen.«

Sie verwendete den Spitznamen, den er trug, seit er sprechen, aber seinen eigenen Namen noch nicht richtig aussprechen konnte. Zuerst hatte er sich selbst Matte genannt, und dann hatten es alle anderen auch getan.

»Weißt du, wer auf Besuch zu Hause ist?«, fuhr sie fröhlich fort und begann, die Teller abzuräumen.

»Keine Ahnung.«

»Annie.«

Matte zuckte zusammen und sah sie an.

»Annie? Meine Annie?«

Gunnar lachte leise. »Ich habe mir gedacht, dass du bei diesem Thema munter wirst. Du hattest immer eine kleine Schwäche für sie.«

»Ach, hör doch auf.«

Signe sah plötzlich den Teenager vor sich, dem die Ponyfransen über die Augen hingen und der ihr mit zittriger Stimme mitteilte, er habe nun eine Freundin.

»Ich habe ihr heute ein paar Lebensmittel rausgebracht«, sagte Gunnar. »Sie ist auf der Geisterinsel.«

»Mensch, du sollst Gråskär nicht so nennen.« Signe schüttelte sich. »Sie heißt Gråskär.«

»Wann ist Annie gekommen?«, fragte Matte.

»Gestern, glaube ich. Sie hat den Jungen dabei.«

»Wie lange will sie bleiben?«

»Das weiß sie noch nicht.« Gunnar steckte sich eine Portion Snus unter die Oberlippe und lehnte sich zufrieden zurück.

»Ist sie ... noch so wie früher?«

Gunnar nickte. »Natürlich ist die kleine Annie noch so wie früher. Bildhübsch wie immer. Um die Augen herum wirkte sie ein bisschen traurig, aber das habe ich mir vielleicht nur eingebildet. Möglicherweise haben die sich gekabbert. Was weiß ich?«

»Über solche Dinge soll man nicht spekulieren«, schalt ihn Signe. »Hast du den Jungen gesehen?«

»Nein, Annie kam zum Steg runter, und ich hatte nicht viel Zeit. Aber fahr doch einfach hin und sag guten Tag.« Gunnar drehte sich zu Matte um. »Sie freut sich bestimmt über Besuch da draußen auf der Geisterinsel. Entschuldige, auf Gråskär«, fügte er zwinkernd hinzu.

»Das ist doch nur Unsinn und alter Aberglaube. Ich finde nicht, dass man so etwas noch anfeuern sollte«, sagte Signe mit einer tiefen Furche zwischen den Augenbrauen.

»Annie glaubt daran«, sagte Matte leise. »Sie hat immer gesagt, sie weiß, dass sie da sind.«

»Wer denn?« Eigentlich wollte Signe das Thema wechseln, aber nun war sie gespannt auf Mattes Antwort.

»Die Toten. Annie hat gesagt, sie würde sie manchmal sehen und hören, aber sie hätten nichts Böses im Sinn. Sie seien einfach dort geblieben.«

»Pfui Teufel. Jetzt essen wir besser unseren Nachtisch. Ich habe Rhabarberkompott gemacht.« Mit einem Ruck stand Signe auf. »Papa redet zwar viel dummes Zeug, aber in einem Punkt hat er recht. Sie freut sich bestimmt über Besuch.«

Matte gab keine Antwort. Er schien mit seinen Gedanken ganz weit weg zu sein.

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2013/List Verlag



STECKBRIEFE

Erfahren Sie mehr über Camilla Läckbergs Hauptfiguren

ERICA ÜBER SICH SELBST

„LIEBLINGSESSSEN: Libanesisch

„ICH LIEBE: Dumlekola Bonbons

„ICH HASSE: Konflikte

„MEIN TRAUM: Einen Roman zu schreiben, der mit dem *August-Preis* ausgezeichnet wird

„IN EINEM ANDEREN LEBEN: würde ich Sport treiben

„VERBORGENE TALENTE: Ich kann mit den Ohren wackeln

„ICH TANZE ZU: *I will survive* von Gloria Gaynor

PATRIK ÜBER SICH SELBST

„LIEBLINGSESSSEN: Minutensteaks

„ICH LIEBE: Knäckebrot mit Kaviarcreme und Käse, in heiße Schokolade getunkt

„ICH HASSE: die Tatsache, dass Mellberg mein Boss ist

„MEIN TRAUM: Meine Tochter Maja wird nie von zu Hause weggehen

„IN EINEM ANDEREN LEBEN: wäre ich Mellbergs Boss

„VERBORGENE TALENTE: Ich kenne alle Videotextseiten auswendig

„ICH TANZE ZU: Alles von Kent

MELLBERG ÜBER SICH SELBST

„LIEBLINGSESSSEN: Schweinshaxe mit Kartoffelpüree

„ICH LIEBE: Wein, Weib und Gesang

„ICH HASSE: Menschen, die nicht wissen, wo sie im Leben stehen

„MEIN TRAUM: Endlich erkennt die Menschheit, was ich eigentlich drauf habe

„IN EINEM ANDEREN LEBEN: wäre ich Reichspolizeichef

„VERBORGENE TALENTE: Ich bin der Salsakönig schlechthin!

„ICH TANZE ZU: lateinamerikanischen Rhythmen



FJÄLLBACKA

Der Schauplatz aus Camilla Läckbergs Romanen



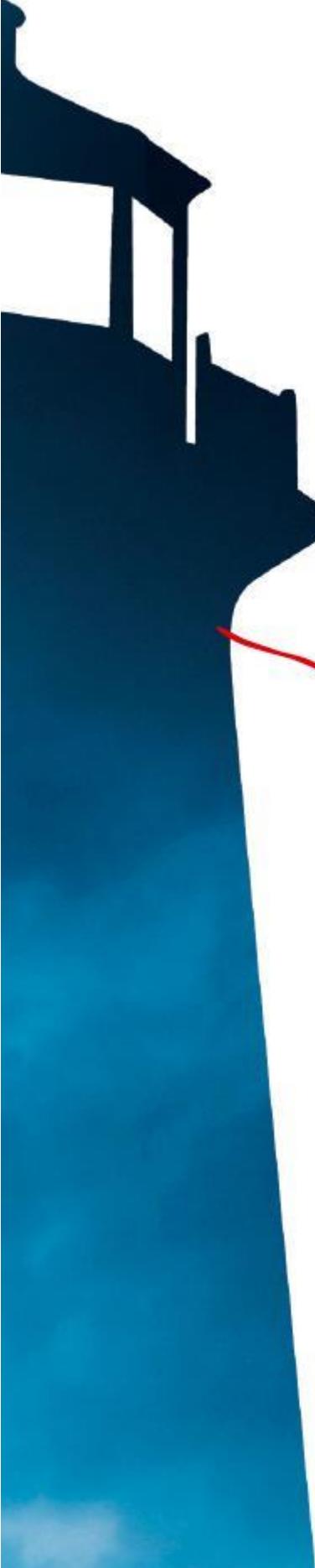
Camilla Läckbergs Bücher spielen in Fjällbacka, dem Küstenort, in dem sie geboren und aufgewachsen ist. Die kleine Gemeinde liegt in Bohuslän, etwa 140 km nördlich von Göteborg.

Schon im 17. Jahrhundert als Fischerdorf bekannt, kann Fjällbacka heute mit einer geschichtsträchtigen Idylle aufwarten. Die eindrucksvollen Felsformationen, die das Dorf einrahmen, haben dem Ort seinen Namen gegeben. Im Sommer zieht Fjällbacka tausende von Touristen an. Für den Rest des Jahres leben hier etwa 1000 Einheimische. Fjällbacka ist zwar klein, dennoch gibt es dort Hotels, Cafés und Geschäfte. Nach Fjällbacka fährt man ohne Auto am besten mit dem Zug bis Uddevalla. Man kann auch bis Trollhättan fliegen, um von da aus nach Fjällbacka zu gelangen.

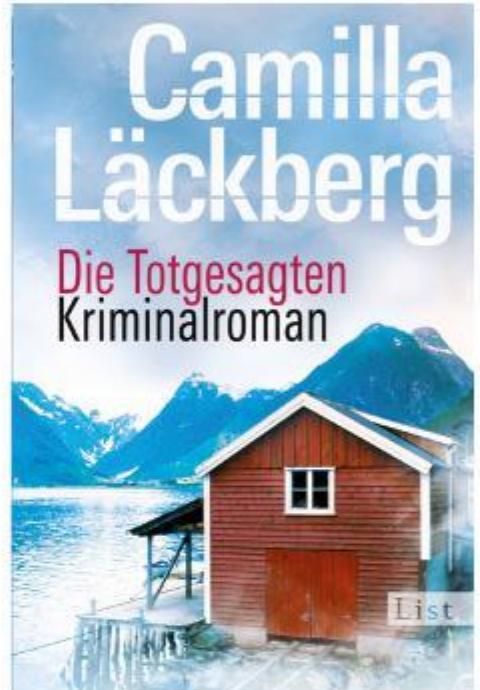


www.camillalackberg.com

⇒ www.ullsteinbuchverlage.de



Camilla Läckberg – die erfolgreichste Autorin Skandinaviens



Inhalt

Umschlag

Das Buch / Die Autorin

Titel

Impressum

Schneesturm und Mandelduft

Leseprobe »Der Leuchtturmwärter«

Die Hauptfiguren: Steckbriefe

Der Schauplatz: Fjällbacka

